

MEDIA

Forum für historische Kommunikationsforschung

&
ZEIT

Die Exilzeitung *Aufbau*
und der emigrierte Zeichner B. F. Dolbin

Milan Dubrovic im Gespräch:
... daß das eine grausige Situation ist.
Die Freunde im Exil
und ich hier als Journalist im „Dritten Reich“

Österreichische Journalisten über ihr Exil
Ein Umfrage mit Antworten von
Fritz Fuchs und Egon Michael Salzer

Österreichischer Exiljournalismus in Skandinavien

Ideologische Entwicklungen des Sozialismus
in Untergrund und Exil

2/88

Jahrgang 3

Medieninhaber und Herausgeber:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, 1014 Wien, Postfach 208;

Vorstand des AHK: DDr. Oliver Rathkolb (Obmann), Dr. Hannes Haas (Obmann-Stv.), Dr. Roman Hummel (Obmann-Stv.), Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Geschäftsführer), Dr. Peter Malina (Geschäftsführer-Stv.), Margit Suppan (Kassierin), Dr. Theodor Venus (Kassier-Stv.), Margit Steiger (Schriftführerin), Dr. Fritz Hausjell (Schriftführer-Stv.)

Korrespondenten:

Dr. Hans Bohrmann (Dortmund), Dr. Hermann Haarmann (Berlin), Dr. Robert Knight (London), Dr. Arnulf Kutsch (Münster), Dr. Edmund Schulz (Leipzig)

Redaktion:

Vorstand des AHK; redaktionelle Leitung dieses Heftes: Dr. Wolfgang Duchkowitsch, Dr. Fritz Hausjell

Hersteller:

Satz und Layout: Ulrike Horak

Druckvorlage: Fa. Adolf Holzhausens Nfg., 1070 Wien, Kandlgasse 19—21

Druck: HTU-Wirtschaftsbetriebe Ges. m. b. H., 1040 Wien, Gußhausstr. 27—29

Erscheinungsweise:

MEDIEN & ZEIT erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement, Österreich (inkl. Versand): öS 150.—

Jahresabonnement, Ausland (inkl. Versand auf Landweg): öS 215.—

Studentenjahresabonnement, Österreich (inkl. Versand): öS 110.—

Studentenjahresabonnement, Ausland (inkl. Versand auf Landweg): öS 175.—

Einzelheft (exkl. Versand): öS 45.—

Bestellungen an MEDIEN & ZEIT, 1014 Wien, Postfach 208, oder über den gutsortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

Bankverbindungen:

Creditanstalt-Bankverein (CA-BV), Konto Nr. 0120-03513/00, BLZ 11.000

Österreichische Länderbank, Konto Nr. 102-113-378/00, BLZ 12.000

Österreichische Postsparkasse (PSK), Konto Nr. 7510.438

ISSN 0259—7446

Inhalt

Die Exilzeitung *Aufbau* und der emigrierte Zeichner Benedikt Fred Dolbin. Rede zur Eröffnung einer Ausstellung.
Will Schaber 3

... daß das eine grausige Situation ist. Die Freunde im Exil und ich hier als Journalist im „Dritten Reich“. Ein Gespräch mit Milan Dubrovic.
Fritz Hausjell 8

Österreichische Journalisten über ihr Exil. Eine Umfrage (Teil 2).
Hannes Haas / Fritz Hausjell 13

Wie ich ein Leningrader wurde. Als österreichischer Exilant beim Leningrader Rundfunk.
Fritz Fuchs 13

Ihren Dreck brauchen wir nicht mehr. Heil Hitler! Das Ende als Londoner Korrespondent.
Egon Michael Salzer 19

Österreichischer Exiljournalismus in Skandinavien 1938—1945.
Rudolf Holzer 22

Vorwärts zur Deutschen Freiheit. Ideologische Entwicklungen des österreichischen Sozialismus in Untergrund und Exil.
Irene Etzersdorfer 27

Rezensionen
Hannes Haas 32

In der Heftmitte:
Register des 2. Jahrganges 1987

Editorial

Es ist ohne Zweifel aus der Sicht eines Verlegers zumindest ein großes Wagnis, zwei unmittelbar aufeinander folgende Hefte eines Fachjournals demselben Themenschwerpunkt zu widmen. Wenn in der letzten Ausgabe an dieser Stelle betont wurde, daß das Thema Exil „derzeit beachtliche Karriere“ macht, so muß diese Aussage doch präzisiert werden. In der Tat ist das Interesse, mit dem sich vornehmlich jüngere Forscher und Wissenschaftlerinnen der Aufarbeitung des österreichischen Exiljournalismus seit kurzer Zeit zuwenden, unübersehbar intensiv. Doch bei Journalisten, Studenten und allgemein an Fragen des Journalismus Interessierten ist die Aufmerksamkeit gegenüber derartigen Forschungsergebnissen — vorerst noch — ungleich geringer ausgebildet. So wurde etwa die Ausstellung *Aufbau — Geschichte einer jüdischen Zeitung im Exil* im Wiener Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes von der medial hergestellten Öffentlichkeit kaum wahrgenommen. Und der Besucherstrom war — wie auch bei anderen einschlägigen Veranstaltungen — spärlicher als erhofft.

Wenn sich Journalisten hierzulande überhaupt mit der eigenen Geschichte befassen, dann schon mit beruhigend weit Zurückliegendem wie etwa Spitzers „Wiener Spaziergänge“ der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Verhalten zur eigenen Geschichte, das derart unterentwickelt und selektiv ist, müßte auch diese Berufsgruppe, die insbesondere derzeit wieder wesentlich an der Vermittlung von Abbildern der jüngsten österreichischen Vergangenheit mitwirkt, eigentlich kräftig beunruhigen.

Viele Journalistinnen und Journalisten wurden durch „Ständestaat“ oder „Drittes Reich“ für immer aus Österreich bzw. Deutschland vertrieben und verjagt. Die meisten der Betroffenen standen und stehen für einen demokratisch gesinnten, aufrechten, dem Antifaschismus verpflichteten und oft auch engagierten Journalismus. Sich diese vielfach für immer abgebrochenen journalistischen Traditionen bewußt zu machen, sind wissenschaftliche wie auch demokratiepolitisch wichtige Aufgaben, zu denen wir mit den beiden ersten Ausgaben des dritten Jahrganges von *Medien & Zeit* gerne einen Beitrag leisten.

Will Schaber, selbst exilierter Journalist, hat durch eigene Arbeiten, durch vielfältige Anregungen und Unterstützungen der deutschen Exilforschung viel gegeben. Als kleinen Dank zeichnete ihn 1985 die Universität Dortmund mit dem Ehrendoktorat aus. Im Mai dieses Jahres kam er nach Wien und hielt

anlässlich der bereits erwähnten *Aufbau*-Ausstellung einen Vortrag über die Geschichte des *Aufbau* sowie über den Zeichner Benedikt Fred Dolbin. Wenn wir Schabers Eröffnungsrede an den Beginn des vorliegenden Heftes stellen, so auch deshalb, um diesem großen Förderer, den wir als ganz besonders lebenswürdigen Menschen kennengelernt haben, unsere Achtung zu erweisen.

Der bekannte Wiener Journalist Milan Dubrovic war im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen und Freunde 1938 geblieben und hatte weiter als Journalist beim *Neuen Wiener Tagblatt* gearbeitet. In einem Gespräch beschreibt er unter anderem, welche Kontakte er damals mit Emigranten hatte, was man über die Vertriebenen wußte und wie das Verhältnis zwischen Hiergebliebenen und aus dem Exil Zurückgekehrten war.

Daran anschließend veröffentlichen wir den zweiten Teil einer Umfrage unter emigrierten österreichischen Journalisten. Fritz Fuchs' Beitrag über seine Arbeit beim deutschsprachigen Sender in Leningrad erscheint posthum. Er starb am 19. Mai, drei Monate nachdem er den Bericht über sein Exil für *Medien & Zeit* verfaßt hatte. Die zweite autobiographische Skizze stammt von Egon Michael Salzer. Ihn hatte der „Anschluß“ über Nacht in London um seinen Posten als Korrespondent von Wiener Zeitungen gebracht. In Lidingö bei Stockholm wurde er kürzlich, am 17. Juli, 80 Jahre alt.

Vornehmlich von Schweden handelt auch der Beitrag des Wiener Historikers Rudolf Holzer: Er stellte die Biographien der nach Skandinavien exilierten österreichischen Journalistinnen und Publizisten nebeneinander, um nach Gemeinsamkeiten und Trennendem zu sehen. Die zum Teil in der Exilpublizistik geführte Diskussion um die Anschlußfrage und andere Themen unter österreichischen Sozialisten im Untergrund sowie im Exil zeichnet die Wiener Historikerin Irene Etzersdorfer schließlich in einem primär zeit- und ideologiegeschichtlichen Beitrag nach.

Durch dieses zweite Heft zum Thema Exil erscheinen die geplanten und in früheren Ausgaben bereits angekündigten Themenhefte jeweils um eine Nummer später. Demnach wird 3/88 in erster Linie Beiträge zu Antisemitismus, Holocaust und Medien enthalten. Und Heft 4/88 hat als Schwerpunkt: Methoden, Quellen und Forschungsfragen der historischen Kommunikationsforschung.

In der Heftmitte ist diesmal das Jahresregister 1987 beigelegt. Es möge — gemeinsam mit dem in Heft 2/87 abgedruckten Register 1986 — einen Überblick über bereits erschienene Aufsätze und Rezensionen geben sowie deren Zugänglichkeit erleichtern. (Neu hinzugekommene Leserinnen und Leser machen wir an dieser Stelle darauf aufmerksam, daß „alte“ Hefte zum Einzelpreis erhältlich sind; vergriffen sind die Ausgaben 1—2/86, 3/86 und 1/87.).

Abschließend eine Anmerkung in eigener Sache: Als wir vor drei Jahren unsere Absicht, eine Fachzeitschrift für historische Kommunikationsforschung herauszugeben, im Kolleg/inn/enkreis bekanntgaben, war die Meinung ziemlich einhellig skeptisch: Das lesen höchstens hundert Leute in diesem Land. Dennoch ließen wir vom ersten Heft 300 Stück herstellen — und mußten bald feststellen, daß diese Auflage zu niedrig war. Heute läßt der „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung“ zwischen 800 und 1.000 Stück je Ausgabe drucken, um den Bedarf zu decken, der deutlich über die österreichischen, bundesdeutschen und schweizerischen Grenzen hinausgeht. Mehr als 300 Exemplare werden allein im Abonnement vertrieben.

Diese erfreuliche Entwicklung bestätigt dem Herausgeberteam die Relevanz von *Medien & Zeit*. Und sie kann zudem allgemein als Gradmesser für den Stellenwert der historischen Kommunikationsforschung im Rahmen der Publizistik und Kommunikationswissenschaft angesehen werden.

Die Redaktion

* * *

Autoren und Autorinnen dieser Ausgabe:

Dr. Irene ETZERSDORFER (1958), Historikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Stiftung Bruno Kreisky Archiv, Wien

Fritz FUCHS (1912—1988), Journalist, Wien

Dr. Hannes HAAS (1957), Universitätsassistent, Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien

Dr. Fritz HAUSJELL (1959), Universitätslektor und freiberuflicher Kommunikationswissenschaftler, Wien

Dr. Rudolf HOLZER (1957), freiberuflicher Historiker und freier Mitarbeiter des ORF, Wien

Egon Michael SALZER (1908), Journalist und Publizist, Lidingö (Schweden)

Dr. h. c. Will SCHABER (1905), Journalist und Publizist, New York

WILL SCHABER

Die Exilzeitung *Aufbau* und der emigrierte Zeichner Benedikt Fred Dolbin Rede zur Eröffnung einer Ausstellung*

Was Sie hier in einer gedrängten Schau sehen, ist mehr als eine Fußnote zur Geschichte des Journalismus. Es sind Zeugnisse einer außergewöhnlichen Zeitung und eines genialen Zeichners.

Die Zeitung ist der von Emigranten 1934 in New York gegründete *Aufbau*, der Zeichner ein gebürtiger Wiener, der 1971 verstorbene Benedikt Fred Dolbin.

Der *Aufbau* ist also heute 54 Jahre alt: ein im Zeitungswesen als Gesamtheit kein ungewöhnlicher Rekord (die Londoner *Times* ist über zweihundert Jahre alt). Aber für eine Emigrantenzeitung sind 54 Jahre eine Lebensspanne, die keine Parallele hat.

Die meisten Blätter in der Geschichte der Exilpresse verschwanden ebenso plötzlich wie sie aufgetaucht waren. Der Vormärz war voll solcher journalistischer Eintagsfliegen, von Ludwig Börnes *Balance* in Paris bis zu den Blättern Wilhelm Weitlings in der Schweiz. Alexander Herzens Wochenblatt *Kolokol* (*Die Glocke*), das eine beträchtliche Rolle in der Bauernbefreiung Rußlands spielte, brachte es immerhin auf 10 Jahre.

In den Jahren der Hitleremigration gab es eine Flut von Exilperiodika — die Historikerin Lieselotte Maas fand insgesamt mehr als 400. Die Lebensdauer der Blätter war unterschiedlich. Viele verschwanden nach wenigen Ausgaben. Andere hielten sich Jahre hindurch. Das *Pariser Tageblatt* und sein Nachfolgeorgan, die *Pariser Tageszeitung*, erschienen zusammen — ebenso *Die Neue Weltbühne* — etwas über sechs, *Das Neue Tage-Buch* rund sieben Jahre. Die bereits 1932 gegründete, in der Folge jedoch von Emigranten gesteuerte *Neue Volkszeitung* in New York wurde nicht ganz siebzehn Jahre alt.

Der *Aufbau* übertrumpfte sie alle.

Wie ist dieses Phänomen zu erklären? Im wesentlichen, wie ich glaube, durch zwei Faktoren: Einmal durch die Gunst der Kontinuität, die die Demokratie der Vereinigten Staaten Nordamerikas dem Blatt

gewährte — durch den Umstand, daß dieses wärmende politische Sonnenlicht seine Entfaltung nach allen Seiten erlaubte. Dann aber — und dieser Faktor ist nicht weniger wichtig — durch die einzigartige Konzeption der Zeitung.

Der *Aufbau* ist nicht, wie viele andere Emigrantenblätter, als journalistisches Luftschloß gebaut worden. Von Anfang an stand er fest und solid auf der Erde, ein Sprachrohr einer Gruppe von Menschen, deren Nöte, Ängste, Sehnsüchte, deren Bedürfnisse und Hoffnungen das Blatt ausdrückte.

„Der *Aufbau* bedeutete für uns einen Rettungsanker“, sagte einer der Emigranten, der damals als blutjunger Mensch ziemlich hilflos in New York angekommen war. „Durch dieses Blatt fanden wir unsere ersten Arbeitsstellen, billige möblierte Zimmer und, was noch wichtiger war, wir fanden den Anschluß an unsere Schicksalsgenossen, konnten unsere Erfahrungen austauschen und uns gegenseitig Mut zusprechen.“

Welches andere Blatt der Welt kann sich rühmen, Menschen, die in alle Teile der Welt versprengt waren, wieder zusammengeführt zu haben? Gerade das ist eine der größten Leistungen des Blattes. „Gesucht wird“: unter diesem Titel wurden Hilferufe von Lesern veröffentlicht, die verschollene Verwandte und Freunde finden wollten. Der Fall des Geschwisterpaares, das sich nach 38jähriger Trennung wiederfand, ist ein einziger unter vielen ergreifenden Beweisen des Erfolgs dieser Suchrubrik, die im *Aufbau* seit Mai 1939 erscheint.

Die Suchanzeigen verhalfen dem *Aufbau* schon früh zu einer internationalen Leserschaft — heute noch geht das Blatt in alle fünf Kontinente. Die Einstellung auf die praktischen Bedürfnisse der Leser lieferte das starke und dauernde Fundament für das Blatt.

Der *Aufbau* erteilte in seinen Spalten englischen Sprachunterricht. Er gab den Lesern minutiösen Rat über den amerikanischen Alltag. Sie wurden informiert, was bei Namensänderungen zu bedenken sei, wie es um das amerikanische Eherecht stehe, auf welche Weise Testamente zu formulieren seien, und was bei der Aufnahme von Darlehen und beim Abschluß von Mietverträgen berücksichtigt werden müsse. Inserate steuerten die Einwanderer zu Bezugsquellen und Diensten aller Art, die ihren besonderen Bedürfnissen und ihrem Geschmack gerecht wurden.

Schuh- und Möbelgeschäfte, Schokolade- und Lebkuchenfirmen, von Emigranten gegründet, empfahlen sich. Restaurants, die Emigranten eröffnet hatten, fanden Emigranten als Gäste. Exportfirmen aus aller Welt inserierten ihre Produkte und suchten Vertreter. Banken und Spediteure boten ihre internationalen Dienste an.

* Dies ist die ungekürzte Wiedergabe der Eröffnungsrede zur *Aufbau*-Ausstellung im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Altes Rathaus, Wien I, Wipplingerstraße 6—8, Tel. 534 36-332), die Dr. h. c. Will Schaber, langjähriger *Aufbau*-Redakteur und Mitgestalter der Ausstellung, ebendort am 11. Mai 1988 hielt. Die Ausstellung ist bis zum 29. Juli zu sehen. Ein Ausstellungskatalog ist im DÖW erhältlich.

Eine Fülle von Sommerfrischen, an der amerikanischen Ostküste von Einwanderern gegründet, bevölkerte sich mit Hilfe des *Aufbau*. Sänger, Schauspieler, Kabarettisten und Rezipienten, die im neuen Land ihr altes Publikum suchten, fanden es durch Veranstaltungen, die der *Aufbau* bekanntmachte oder sogar selbst durchführte.

Der *Aufbau* wurde den Flüchtigen zur Heimat — Heimat in jeder Hinsicht: kulturelle Heimat, sprachliche Heimat, und Heimat beim Bau einer neuen Existenz. Eine Zeitung wurde zum Kompaß, der in die Zukunft deutete.

Das Blatt hatte im Dezember 1934 als Organ des Deutsch-Jüdischen Klubs in New York begonnen. Und es war damals in der Hauptsache ein Vereinsblatt, obwohl Andeutungen der späteren politisch-kulturellen Konturen bereits damals sichtbar wurden.

Die entscheidende Wendung kam im Frühjahr 1939. Zwei Mitglieder des Klubvorstandes sahen die Möglichkeit, ja Notwendigkeit, das Vereinsblatt zu einer Zeitung von größeren Perspektiven zu transformieren. Und sie holten dazu aus Hollywood, wo er sich damals aufhielt, einen der fähigsten unter den früheren Berliner Journalisten, den Ullstein-Redakteur Manfred George.

George war ein Allround-Publizist: Reporter, Lyriker, Theaterkritiker, Autor von Kurzgeschichten, Hörspielen, einer Biographie Theodor Herzls und während der Weimarer Republik Mitgründer der Republikanischen Partei Deutschlands, zusammen mit Carl Ossietzky und Fritz von Unruh. In seinen früheren Emigrationsjahren hatte er in der Tschechoslowakei die *Jüdische Revue* ediert.

Innerhalb kurzer Zeit machte Manfred George den *Aufbau* zum selbstbewußten Sprachrohr der gesamten deutsch-jüdischen Emigration in den USA. Genauer gesagt, der Immigration. Denn er und seine Mitarbeiter betrachteten es als die Hauptfunktion des *Aufbau*, den Flüchtlingen aus Europa den Weg in das amerikanische Leben zu ebnen. Der *Aufbau* sollte eine amerikanische Zeitung in deutscher Sprache werden.

Dementsprechend verfolgte das Blatt während des Zweiten Weltkrieges eine konsequente und manchmal selbst übertrieben amerikanisch-patriotische Linie. Woche für Woche spornte der *Aufbau* seine Leser an, die amerikanische Kriegsführung zu unterstützen. Ein Höhepunkt dieser Loyalitätskampagne war eine vom *Aufbau* intensiv unterstützte Geldsammlung, die den Bau eines amerikanischen Kampfflugzeuges ermöglichte. Die Maschine wurde von Elisabeth Bergner auf dem La Guardia-Flughafen getauft — charakteristischerweise auf den Namen „Loyalty“.

Während der Kriegsjahre erfüllte der *Aufbau*

auch eine andere bedeutsame Funktion. Er war eine einzigartige Plattform für die emigrierte deutsche Literatur. Thomas Mann, Oskar Maria Graf, Bertold Viertel, Johannes Urzidil, Hermann Broch, Fritz von Unruh, Lion Feuchtwanger, Franz Werfel und der Wiener Lyriker Ernst Waldinger veröffentlichten damals im *Aufbau* originale Beiträge, viele von ihnen unvergeßlich wie Carl Zuckmayers *Aufruf zum Leben*, geschrieben unter dem Eindruck des Freitods von Stefan Zweig: „Gebet nicht auf, Kameraden! Keiner von uns darf sterben, solange Hitler lebt!“

Die Reportagen des Blattes enthüllen die Hölle im Europa Hitlers. Über den Holocaust berichtete der *Aufbau* bereits Anfang Juli 1942. Die Schlagzeile hieß „Die Verschwörung des Schweigens“. Darunter stand: „Über eine Million Juden umgekommen — Petition an Roosevelt geplant“. „Die Gestapo verbreitet zynisch und offen, daß sie bis zum Kriegsende hoffe, alle Juden in Europa ausgerottet zu haben“.

Wer in den alten Jahrgängen der Zeitung blättert, wird immer wieder durch die Intensität überrascht, mit der hier das Zeitgeschehen festgehalten ist, etwa in dem Bericht George Wronkows über die Sitzung der Vereinten Nationen am 29. November 1947, die Entscheidung über die Gründung des jüdischen Staates. Wronkow berichtet:

„Bewegung geht durch die Menge, als die letzte Stimme verhallt ist — Jugoslawien: Enthaltung. Es ist, als ob ein Summen über dem Saal ist, bis Präsident Aranha den Hammer schwingt: „Ich verkünde jetzt das Ergebnis der Wahl: abgegebene Stimmen 56 — 33 Ja-Stimmen, 13 Nein-Stimmen, 10 Enthaltungen. Der Antrag ist angenommen!“

Das Publikum hält sich zurück. Es ist der mahnenden Worte Aranhas eingedenk. Es klatscht nicht, aber Frauen und auch Männer weinen ohne Scham, viele laufen hinaus, nicht mehr fähig, ihre Bewegung zu unterdrücken, draußen auf den Korridoren umarmen sich Menschen, die sich kaum kennen.

Alle — Juden und Nichtjuden, Delegierte und kühle Berichterstatter — sind von der Größe des Augenblicks ergriffen: es ist kurz nach 5 Uhr 30 —

Ein Staat wurde geboren — der jüdische Staat.“

Die „Größe des Augenblicks“ ergriff auch Manfred George. Er schrieb:

„Dies ist ein Anfang und kein Ende. Denn die Stimme wird nicht schweigen, bis sie erfüllt sein wird. Das Land war die Voraussetzung. Sein Aufbau und das Wesen seines Aufbaus bleiben das Ziel. Es bleibt das Ziel, dieses jüdische Land nicht zu irgend einem Staat zu gestalten, sondern zu einem vorbildlichen Staat, zu dem Staat eines Volkes, das die Mißgunst und die Irrtümer, die Fehler und das Versagen so viele anderer Staaten am eigenen Leib erfahren hat.“

Am letzten Tag des Jahres 1965 starb Manfred George, „Mr. Aufbau“, wie er vielfach genannt wurde.

Er hinterließ ein großes Erbe. Sein Nachfolger Hans Steinitz hielt es hoch. Unbeirrt verfolgte er weiter einen unabhängigen Kurs, so etwa in einem

nach dem Sechstagekrieg zwischen Israel und den arabischen Staaten geschriebenen Artikel.

Steinitz bemerkt über die arabischen Flüchtlinge:

„Aufbau“, von Menschen (und für Menschen) geschrieben, die selber Flüchtlinge waren und durch das Elend und die Rechtlosigkeit der Flüchtlingssituation hindurchgegangen sind, erhebt heute seine Stimme, um für die arabischen Flüchtlinge jene Hilfe, jene Rechtssicherheit, jenes soziale Existenzminimum zu fordern, das wir seinerzeit, als wir selber Flüchtlinge waren, vergeblich für uns gewünscht und gefordert haben.“

Die notwendigerweise sehr selektive Chronik, die wir Ihnen in dieser Ausstellung bieten, kann natürlich die Rolle des Blattes, das Geschichte nicht nur reflektiert, sondern auf seine besondere Weise auch Geschichte machte, nur andeuten. Was sich noch schwerer darstellen läßt, ist die Wirkung des *Aufbau* auf seine individuellen Leser. Aber vielleicht gibt es auch dafür Andeutungen.

Die Stimme ist die des Lyrikers und Journalisten Kurt Kaiser-Blüth, der Ort seiner Erinnerungen das französische Internierungslager Gurs. In den Jahren 1942 und 1943 wurden dort dreimal Nummern des *Aufbau* aus Zürich eingeschmuggelt. Kaiser-Blüths Verse halten diese Augenblicke fest:

„Erinnert Ihr Euch? Wer erinnert sich nicht —
Wir lagen im Schlamm, in Hunger und Not
Und schlugen uns fast um den Bissen Brot.
Stacheldraht — Mord — nicht ein Schimmer Licht —
und morgen vielleicht schon der braune Tod ...

Da kam die Botschaft — ein kleines Blatt
Fand den Weg durch den Krieg, über Grenzen und Haß,
Zerknittert und fahl und wie tränennaß,
Wir aßen uns an der Hoffnung satt,
Nur ein Stückchen Papier — und doch viel mehr als das!

Dort war das Leben — die hintern Draht
Sie horchten auf jeden Pulsschlag der Welt,
Sie suchten die Hoffnung, die aufrecht erhält,
Und träumten vom Aufgang der rettenden Saat,
Vom fernen Stern, der das Dunkel erhellt.

Sie tranken die Worte, als wären sie Wein,
Und sagten in Tränen: Man stirbt nicht im Schacht?!
Noch ein wenig Geduld! Schon schwindet die Nacht.
Dann werden auch wir wieder Menschen sein —
Das kleine Blatt hat ein Wunder vollbracht!

Wer weiß, ob das heute noch jemand versteht —
Eine Zeitung, verschmutzt, vergriffen und alt,
Hat achttausend Menschen in ihrer Gewalt!
Aus den fernen Staaten nach Gurs verweht —
Nur ein Stückchen Papier — und ein Kerzenwald!“

Die Tradition, die der *Aufbau* im Laufe der Jahre schuf, war vor allem auch einer Reihe fester Mitarbeiter zu danken. Zu ihrem Kreis gehörte Benedikt Fred Dolbin. New York wurde die letzte Lebensstation des Zeichners, der 1935 als Emigrant aus Europa ankam.

Er war ein Sproß der großen Wiener Jahrhundertwende, deren geistig-künstlerischer Reichtum die Zeithistoriker unaufhörlich weiter fasziniert und

beinahe zum Mythos geworden ist. Es war die Zeit, in der Sigmund Freud seine Pionierstudien veröffentlichte; die Zeit, in der Hugo von Hofmannsthal's *Das Leben ein Traum* und *Das kleine Welttheater* erschienen; die Zeit, in der die stilistischen Impulse der Architekten Otto Wagner und Adolf Loos, der Maler Egon Schiele und Gustav Klimt und der Wiener Werkstätte die Künste befeuerten. An der Wiener Hofoper legte Gustav Mahler zum Entsetzen der konservativen Wiener die Spinnweben weg. Arnold Schönberg begann zu ihrem noch größeren Entsetzen eine neue Tonsprache zu entwickeln. Und ein Jahr vor dem Wechsel des Jahrhunderts rammt Karl Kraus seine *Fackel* in den Boden Wiens ein, ein Sarastro des prüfenden, glühenden, anklagenden Wortes. Neuzehn führende Künstler sagten sich von der muffigen Tradition des Historismus los und gründeten die „Secession“.

So sah das geistige und künstlerische Wien während der formativen Jahre Dolbins aus.

In den ersten Jahren des Jahrhunderts bereitete sich der junge Mann für den Ingenieurberuf vor. 1907 wirkte er als „Ferialtechniker“ beim Bau der großen Tauernbahn mit; 1910 begann seine lange Tätigkeit als Ingenieur eines damals weltbekannten Wiener Straßen- und Brückenbaukonzerns. Während des Ersten Weltkrieges schuf der brillante Mathematiker und Physiker Dolbin einen Bombenkanon für die 42-Zentimeter-Geschoße. Aber trotz all seiner von Fachleuten bewunderten technischen Leistungen blieb sein Auge immer auf die Kunst gerichtet.

1906 und 1907 war er Lautensänger in einem der ersten literarischen Kabarets von Wien, dem „Nachlicht“ in der Ballgasse. Neben ihm traten Peter Altenberg, Egon Friedell und Roda-Roda auf. Dolbin hatte eine hübsche Baritonstimme und trug zum Teil eigene Lieder im Stil des „Knaben Wunderhorn“ vor. Seine Schwester, die hochbegabte Altistin Bella Paalen, wurde von Gustav Mahler noch kurz vor Abbruch seiner Wiener Tätigkeit an die Hofoper geholt. Sie blieb an der Oper dreißig Jahre, von 1907 bis 1937. Ihr Erfolg war für den Bruder ein ständiger Stachel.

Dolbin studierte privat bei Arnold Schönberg, dachte an eine musikalische Laufbahn, gab die Idee aber bald auf, wahrscheinlich auf Anraten Schönbergs.

Jahre der Unsicherheit und Stellenlosigkeit folgten. Spöttisch nannte sein Vater ihn „eine verschüttete Gewürzbüchse“. Und Nina, seine zweite Frau, später die letzte Frau Hermann Hesses, sagte es ähnlich: „Du naschst an allen Dingen“.

Aber Dolbin blieb nicht untätig. Er übte sich im Profilzeichnen. Im März 1924 wurde dieses Hobby plötzlich zum Beruf. Dolbin war um diese Zeit bereits

über vierzig Jahre alt. Ein Vertreter des *Wiener Tag* entdeckte Dolbin, als er bei einem Vortragsabend von Joachim Ringelnatz den Matrosen Kuddel-Daddeldu konterfeite. Das höchst stilisierte Adlergesicht imponierte dem Redakteur. Er erwarb das Bild auf der Stelle. Und bestellte weitere Skizzen.

Bald erschienen Dolbins Strichzeichnungen auch in anderen Wiener Blättern. Die Tätigkeit des neuen Presse-künstlers erfaßte alle Bezirke des Lebens. Der Nachdruck lag auf den Figuren der Kunst, des Theaters, der Musik, des Balletts und der Architektur, aber Dolbin erschien auch im Gerichtssaal und in der Sportarena, im österreichischen Parlament und im Völkerbund, bei Wirtschaftskongressen, wissenschaftlichen Tagungen und selbst bei Hundeausstellungen. Viele der frühen Zeichnungen hatten noch Züge der Karikatur im engeren Sinne, aber im Lauf der Zeit traten diese in den Hintergrund. Und was sich immer deutlicher entwickelte, war das psychologische Stenogramm, die Reduktion des Gesichts auf das Wesentliche, die Akzentuierung des Hintergründigen.

Bald brachte ein Wiener Verlag zwei Bändchen seiner Konterfeis unter dem charmant-zweideutigen Titel *Die Gezeichneten des Herrn Dolbin*.

Und Dolbin — der Sohn des jüdischen Wiener Kaufmanns Ernst Pollak — und seiner Frau Laura — schrieb jetzt eine meisterhafte Mini-Autobiographie:

„Wiener. Jahrgang 1883. Quartalzeichner. Nüchtern: Ingenieur. Lehrer: Egon Schiele; Karl Hollitzer; Olaf Gulbransson; ohne deren Wissen und Willen. Zweck der Übung: Variationen über das Thema Mensch! Sozusagen atonaler Zeichner.“

Das Wiener Musik- und Theaterfest 1924 wurde zu einem beträchtlichen Teil ein Dolbin-Fest: die Stadt beauftragte den Zeichner und den mit ihm befreundeten Theaterarchitekten Friedrich Kiesler mit der Organisation der ersten theatertechnischen Ausstellung. Dolbin war der allgegenwärtige Publizist der Schau, und die prominenten Teilnehmer, die großen Bühnenleute Europas, wurden natürlich auf seinem Zeichenblock fixiert. Die vielen Kontakte und Ausblicke, die sich ihm dabei eröffneten, veranlaßten ihn schließlich 1926 zur Übersiedlung nach Berlin.

Hier wurde Dolbin Mode. Es galt als Anerkennung des Prominenten-Status, von ihm gezeichnet zu werden. Ein wahrer „Angel“-punkt Dolbins war das Lokal des Schauspielers Schwannecke in der Nähe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin. Hier gab es Tische für Dichter, Journalisten, Bühnenleute, Politiker, Maler und Filmstars, und hier saß er, immer auf neue Opfer lauernd, oft bis in die frühen Morgenstunden (die Polizeistunde galt nicht, denn die Anwesenden fungierten als Klub). Bei Schwannecke verkehrten Klub und Fritz Kortner, der Boxer Max Schmeling und der Dramatiker Carl Zuckmayer, Revolutionäre wie Ernst Toller und Reaktionäre wie

Arnolt Bronnen. Es gab geistvolle, lang ausgesponnene Debatten, während denen der Bleistift unauffällig agieren konnte. Mitunter war sich Dolbin über die Identität eines Opfers nicht im klaren; in solchen Fällen erteilte das Hausfaktotum Johnny bereitwillig Auskunft.

Dolbin arbeitete als Entrepreneur. Er zeichnete „auf Vorrat“. Bei einem Besuch im Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin sagte jemand, auf eine Dame im Hintergrund deutend: „Die sollten Sie auch zeichnen. Sie wird eines Tags berühmt werden!“ Dolbin tat es, wie gewöhnlich, auf sehr diskrete Weise. Nach Jahren stellte sich der Rat als richtig heraus. Dolbin hatte Lise Meitner, die Atomphysikerin, seiner Galerie eingereiht.

„Der Mann, der 45.000 Zeitgenossen karikierte“ überschrieb Hans Tasiemka 1927 im Berliner *Börsen-Courier* eine Reportage über den Zeichner. Die Ziffer war wohl ein wenig übertrieben (die Public Relations-Mühlen waren bereits damals im Hochbetrieb), aber die Substanz des Berichts stimmt ohne Zweifel.

Taskiemka exklamierte:

„Eng aneinandergedreht bunte Ordner! Blau, Grün, Rot, Gelb, Orange, Lila wechseln miteinander ab. In jedem Ordner sind hundert Zeichenblätter und in jeder Schublade fünfzig Mappen! ... Vor uns türmen sich die Geschäftsordner mit ihrem kostbaren Inhalt. Sixdays, Sensationsaufführungen, Schwannecke, unbekannte Sonderlinge, Theologen, vergessene Prominente, kommende Männer, jämmerliche Helden des Verbrechens, Genfer Staatsmänner und Mailänder Musiker, Genies des Schachbretts, eine Riesenprozession.“

Im November 1933 wurde der „Nichtarier“ Dolbin aus dem nazifizierten „Reichsverband der deutschen Presse“ ausgeschlossen. Im März 1934 erhielt er die Mitteilung, daß er monatlich nur noch vier Zeichnungen veröffentlichen dürfe. Im Februar 1935 untersagte die „Reichskammer der Bildenden Künste“ ihm die „weitere Berufsausübung“ als „Gebrauchsgraphiker“. Aber Dolbin hatte auf diesen Schlußpunkt nicht gewartet. Er stand bereits mitten in der Vorbereitung seiner Emigration. Im Spätherbst 1935 landete der Zweiundfünfzigjährige mit seiner dritten Frau, der früheren Berliner Schauspielerin Ellen Herz, und deren Tochter Marion in New York.

Er hoffte, in Amerika leicht Fuß zu fassen. Mitte der zwanziger Jahre, erinnerte er sich, hatten ja der *Christian Science Monitor* und der *Musical Courier* Porträts von ihm gebracht (die Musikzeitschrift sogar eine große Serie von einem Prager Festival, mit dem auftrumpfenden Untertitel „Von unserem Karikaturisten“).

Aber aus nächster Nähe sah die Realität Amerika anders aus. Am Anfang stieß er auf völliges Unverständnis. Charakteristisch war die Reaktion des Abteilungsleiters eines New Yorker Pressesyndikats. Dolbin hatte ihm nämlich einige seiner

Hundezeichnungen gezeigt. „Nicht schlecht“, sagte der Amerikaner. „Wie wird wohl die fertige Zeichnung aussehen?“

Amerika liebte die eindeutigen Cartoons; für die subtilen Karikaturen Dolbins fand sich wenig Verständnis.

Schließlich holte ihn der *Aufbau* als Kunstkritiker. Das brachte ihm bescheidene, aber regelmäßige Einnahmen. Seine Frau sprang in die Bresche. Sie arbeitete erst als Perlenknüpferin und später als Verkäuferin in einem New Yorker Modegeschäft.

Nach Amerikas Eintritt in den Zweiten Weltkrieg versuchte Dolbin ein Comeback als Ingenieur. Er nahm an einem Kurs der Columbia-Universität teil und errang ein Diplom als Camouflage-Fachmann. Aber er konnte es nicht anwenden: selbst für eine kriegswichtige Arbeit dieser Art galt die Altergrenze! Dolbin stellte sich dann in den Dienst der in mehreren Sprachen erscheinenden alliierten Zeitschrift *Free World*. Nach dem Krieg gaben ihm drei amerikanische Magazine — *Fortune*, *Life* und *Musical America* — Porträtaufträge.

Viele Jahre hindurch sahen die Theater-, Konzert- und Museumsbesucher New Yorks den Mann mit dem tief zerfurchten Gesicht und den traurigen Hundeaugen — er selbst war wie ein wandelndes Dolbin-Bild — und dem immer aktionsbereiten Skizzenblock und gezückten Bleistift.

Seine letzte Zeichnung machte der nahezu Siebendachtzigjährige im Frühjahr 1970 bei einer Konzertprobe im Lincoln Center. Dolbin starb in Jackson Heights am 31. März 1971.

Er hatte gerade noch den Anfang einer Dolbin-Renaissance in Europa erlebt. Das Publikum der Bundesrepublik Deutschland sah die erste Dolbin-Wanderausstellung und den Dolbin-Querschnitt, den Willy Haas vorlegte. Der Titel dieses Buches summierte ein Lebenswerk: die Pluralität der Dolbin-Gesichter hatte sich zum Singular *Gesicht einer Epoche* verdichtet.

Ein flüchtiger Blick allein auf die hier ausgestellten Porträts enthüllt eines ihrer Hauptelemente: Dolbin sah den Menschen nie statisch, sondern von unaufhörlicher Bewegung erfüllt. In allen Fällen war das Leben die Vorlage, nie ein Foto. Seine gewöhnliche Technik war, sich unbemerkt an die „Opfer“ heranzupirschen, inmitten einer Menge oder im Dunkel des Theaters oder Konzertsaaes.

Seine Haltung war souverän. „Kein Kleinmütiger“, bemerkte er einmal, „kann ein guter Porträtist sein. Auch der barmherzige nicht. Sinnlichkeit, Liebe und Haß sind gute Griffelführer.“

Dolbin war weder arrogant noch eitel. Sein Stolz entsprang dem gesunden Selbstbewußtsein des Künstlers. Ich werde nie vergessen, wie er mir einmal

eine Skizze von Katherine Hepburn zeigte, die die Schauspielerin mit großen Lettern signiert hatte — in der Überzeugung, Dolbin damit einen Gefallen zu tun. „Dieses Frauenzimmer!“ donnerte er: „Als ob es ihre Zeichnung wäre und nicht die meine!“

Er bezeichnete sich als einen „Spaziergänger durchs Leben“.

„Ich habe nie eine Linie besessen verfolgt, bin immer gern Seitenwege gegangen, sozusagen Blumen pflückend, die mich interessiert haben. Ich habe also jeden Tag etwas Neues hinzuzulernen. Und das ist vielleicht das Geheimnis des Jungbleibens: immer vor einem neuen Tor stehen“.

Diese Frische der Konzeption wird Dolbin und sein Werk auch einer neuen Generation gegenwärtig halten.

Ich freue mich von Herzen über den heutigen Abend. Seit Dolbins Weggang von Europa ist sein Werk zwanzig Mal in New York ausgestellt worden. Es erschien in zwei Wanderausstellungen in der Bundesrepublik Deutschland; in London und Toulouse. Aber seit 1932 nicht ein einziges Mal in seiner Geburtsstadt.

Heute feiern wie die Heimkehr zu seinen Ursprüngen.

Und dafür danken wir der Organisation, deren Großzügigkeit dies möglich gemacht hat, und Ihnen, meine Damen und Herren, für Ihr lebenswürdiges Interesse.

* * *

Informationen aus
Medienarbeit und -forschung

Medien Journal

12. Jahrgang/1988

MEDIEN JOURNAL erscheint alle 3 Monate.

Als einzige kritische Fachzeitschrift zur gesamten österreichischen Medien-szene. Mit fundierten Analysen aus Medienpraxis, Kommunikationsforschung und Medienpolitik. Mit umfassenden Berichten und Beobachtungen zu aktuellen Entwicklungen und kulturellen Trends.

Bestellen Sie bei: Österreichische Gesellschaft für Kommunikationsfragen — ÖGK c/o Institut für Publizistik, Sigmund Haffner-Gasse 18/III, A-5020 Salzburg, Tel. 0662/8044-4151

Für Studenten Extra Abo-Preise.

Kompetenz hat einen Namen: MEDIEN JOURNAL.

FRITZ HAUSJELL

... daß das eine grausige Situation ist.

Die Freunde im Exil und ich hier
als Journalist im „Dritten Reich“

Ein Gespräch mit Milan Dubrovic

Als einer von vielen österreichischen Journalisten, die auch im „Dritten Reich“ ihren Beruf ausgeübt hatten, gehört Prof. Milan Dubrovic zu jenen ganz wenigen, die darüber nach 1945 — wenn auch spät — berichtet haben. Eng befreundet mit Journalisten und Literaten wie Friedrich Torberg, hatte er miterlebt, wie ab 1938 viele seiner Freunde und Freundinnen fliehen mußten. Er hingegen war in Wien geblieben.

Geboren wurde der heute 85jährige am 26. November 1903 in Wien. Nach dem Studium der Kunstgeschichte und Soziologie war er zunächst von 1927 bis 1930 Kulturredakteur der *Wiener Allgemeinen Zeitung*, danach bis 1945 beim *Neuen Wiener Tagblatt*, hierbei ab 1938 „stellvertretender Hauptschriftleiter“ der *Tagblatt-Nebenausgabe Wiener Mittag*. 1946 gründete Dubrovic *Die Presse* mit, der er später als Chefredakteur vorstand. Von 1953 bis 1970 arbeitete er als Kultur- und Presseattaché an der österreichischen Botschaft in Bonn. Anschließend wirkte er bis 1977 als Herausgeber der *Wiener Wochenpresse*. Seither lebt Milan Dubrovic als Schriftsteller in Wien.

Medien & Zeit: *Etliche Ihrer Redaktionskollegen beim Neuen Wiener Tagblatt mußten nach dem „Anschluß“ Österreich verlassen. Haben Sie sich persönlich auch überlegt fortzugehen?*

Prof. Milan Dubrovic: Selbstverständlich hat man das getan. Aber es war — wenn ich zurückdenke — schon im voraus feststehend, wenn man diese Gedanken, diese Möglichkeit erwogen hat, daß man bleibt. Instinktiv war es so, daß man doch hierbleibt, weil man hier verwurzelt ist; weil man hier seine Freunde hat, die ja auch nicht weggehen wollten; weil man auch mit dem Milieu, mit der Kulisse, mit vielen Imponderabilien tief verbunden ist. Und weil man als Mensch, der — so wie ich — Journalist war, doch auch der Sprache sehr verbunden ist. Ich wäre wehrlos gewesen wie zum Beispiel mein Freund Torberg, der Jude war, auf einmal von einer Katastrophe befallen war: Weil er viel mehr als vielleicht andere Schriftsteller, da er ein Karl Kraus-Schüler war, mit Sprache inniger verbunden war und daher vor der Tragödie stand: Was mach' ich d'raus? Ich kann nur deutsch denken und ich kann nur deutsch schreiben, ich kann nur sprachschöpferisch mich überhaupt betätigen,

meine Einfälle kommen aus der Sprache heraus. Die Problematik war: man muß also weg. Das war ja für die Juden eine Frage der Lebensrettung, weil sie am Leben bedroht waren. Aber für einen Nichtjuden war's ja nicht zwingend, sondern es war eine reine Erwägung. Bei den Erwägungen war die Mehrzahl der Gedanken dahingehend, daß man bleibt, daß man hier abwartet und bleibt: vielleicht beruhigt sich das hier nach einiger Zeit. Dabei hat das Wunschenken sicherlich eine Rolle gespielt. Wir waren überzeugt, der Hitler führt zum Krieg. Das ging soweit, daß man gedacht hat, daß, wenn die Arbeiter, die 1934 niedergeschlagen wurden, Waffen in die Hand kriegen, die Sache nach hinten losgeht.

M & Z: *Hatten Sie persönlich Ängste, daß Sie aufgrund Ihrer politischen Einstellung vor 1938 Schwierigkeiten bekommen könnten?*

Dubrovic: Es wird immer ein Rätsel für mich bleiben, was da eigentlich passiert bzw. nicht geschehen ist. Es war ja das „Dritte Reich“ eine Despotie und eine Zwangsherrschaft mit einer sehr entwickelten Geheimpolizei. Doch es hat trotzdem poröse Stellen gehabt. Nur so kann man es sich vielleicht erklären. Denn ich habe kurz vor dem „Umbruch“ für den *Prager Mittag*, das war ein Ableger des *Prager Tagblatt*, eindeutige Berichte über die Zustände in Österreich geschrieben. Dies ist mir von den Nazi nie vorgehalten worden. Aber ich war gewärtig, daß ich unter Umständen verhaftet oder Schwierigkeiten haben werde. Das geschah aber nicht. Also, da spielte Glück auch eine Rolle. Ich würde mich jetzt wiederholen, ich gehe ja in meinem Buch* ausführlich auf das ein, was sich da in diesen Tagen in der Redaktion begeben hat. Wir waren im *Neuen Wiener Tagblatt* sechs Nichtjuden, die anderen waren alle Juden. Wir sind ja nicht gezwungen worden, in einem jüdischen Blatt zu arbeiten, sondern wir haben uns darum beworben. Wir waren liberale Menschen. Man hat über uns, das *Neue Wiener Tagblatt* gesagt: „Das ist ein Judenblatt.“ „Was“, hat man zu mir gesagt, „bei dem Judenblattl bist du, wieso?“ Solche Fragen wurden an mich gestellt. Aber das war schon vor den Nazi.

M & Z: *Sie haben in Ihrem Buch angeführt, daß Frau Judith Holzmeister, die Gattin des bekannten Architekten, in Istanbul so eine Art Relaisstation für postalische Kontakte zwischen den in Wien gebliebenen und den ins Ausland geflüchteten Österreichern war. Wie lange war dieser Briefverkehr über Frau Holzmeister möglich?*

Dubrovic: Von März 1938 bis zum Ausbruch des Krieges, also bis zum 1. 9. 1939. Am 1. September 1939 bin ich zuhause gewesen an meinem Schreibtisch

* Milan Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*. Wien-Hamburg 1985, 236—289.

und hab' einen Brief nach London geschrieben, als ich plötzlich im Radio hörte: „Es wird zurückgeschossen.“ Also, das war der Krieg. Und dieser Brief ist rudimentär geblieben.

M & Z: *Mit welchen Exilanten sind Sie damals, 1938/39, als es noch möglich war, in Briefkontakt gewesen? Mit Friedrich Torberg?*

Dubrovic: Ja, mit Torberg; dann mit dem Herrn Architekten Josef Ponzen und mit dem Psychoanalytiker, Journalisten und Verleger Adolf Josef Storfer, die nach Shanghai gegangen sind. Diese beiden waren lange Zeit hiergeblieben, um abzuwarten, ob Hitler diesen Wahnsinn, den er hier vorhat, nicht modifizieren wird. Doch die Wirklichkeit hat deren Hoffen sofort widerlegt. Sie sind mit den letzten Schiffen nach Shanghai gekommen. Storfer, der einer meiner liebsten Freunde war, hat dann in Shanghai eine deutsche Zeitschrift gemacht: *Die gelbe Post*. Und ich bin einer der wenigen Menschen, die diese besitzen.

M & Z: *Wie kamen Sie damals in Wien zu dieser Emigrantenzeitschrift?*

Dubrovic: Über die Schweiz, denn Storfer hat sie über eine Adresse geschickt — ich glaube, es war jene von Evchen Röder, einer literarisch interessierten Wiener Dame, die, weil Jüdin, mit ihrem Mann nach Zürich gegangen war. Die *Gelbe Post* steckte einfach in einem Drucksorten-Kuvert. Drucksorten wurden von der Zensur kaum angeschaut, weil man sich gesagt hat, wenn das eine offene Drucksorte ist, kann es nichts Böses enthalten. Na, ich habe auch nur fünf Nummern der *Gelben Post*. Diese Zeitschrift wurde in Shanghai übrigens von einem jüdischen Vertreter der deutschen „Adler-Werke“ in Frankfurt finanziert. Diese deutsche Autofabrik hatte in Shanghai eine Niederlassung. Und diese hat vorbildlich und erfolgreich ein Jude geleitet, der aber mit dem Geld, das er dabei verdient hat, unter anderem sehr viel Gutes für Emigranten getan und sogar diese Zeitschrift finanziert hat. Das gab es auch.

M & Z: *Mit wem hatten Sie neben den genannten Personen noch Briefkontakt? Und was erfuhren Sie so über emigrierte Kollegen und Kolleginnen aus dem Neuen Wiener Tagblatt und anderen Zeitungsredaktionen?*

Dubrovic: Man hat von dem Schicksal der Kollegen gewußt und zwar von Leuten, von Freunden, die im Ausland gelebt haben. Schau'n Sie, die Gesellschaft, das „Cafe Herrenhof“ war eine eigene Welt von Intellektuellen, die sich alle gekannt haben. Und da hat man Freunde gehabt in Paris, in Ascona, in der Schweiz — und man hat eben mit denen korrespondiert. Das ging ja. Und da hat man gewöhnlich in Briefen geschrieben, ohne die Betroffenen mit vollem Namen zu nennen. Man erwähnte nur den Vornamen und man wußte dann schon, wer gemeint war.

M & Z: *Und was erfuhren Sie auf diesem Weg über befreundete Kollegen?*

Dubrovic: Von denen, die ich zu meinen Freunden gezählt hab', war Dr. Alphons Wallis, vor 1938 zweiter Musikkritiker des *Neuen Wiener Tagblatt*, nach New York gekommen und hat dort zunächst davon gelebt, daß er Partituren für Dirigenten geschrieben hat. Er hat damit seine Familie durchgebracht. Dann hat er für einen Musikverlag gearbeitet. Er wußte, daß Puccini, der in einem Konservatorium in Pisa ausgebildet wurde, als junger Mensch als Probe seiner Begabung eine Messe geschrieben hat. Wallis sagte sich: Wenn man diese Messe findet, hat man ein neues Werk von Puccini. Und er hat sie wirklich gefunden, und damit war es ihm eigentlich gelungen, seinerzeit die ganzen Jahre durchzustehen. Denn diese Messe wurde in Italien ausgegraben und dann über alle Rundfunkstationen der Welt gespielt.

M & Z: *Kam Wallis nach Kriegsende zurück nach Österreich?*

Dubrovic: Nein. Ich hab' ihn bei meiner ersten Reise nach Amerika, das war im Jahre 1951, aufgesucht und da haben wir über das Problem gesprochen. Er wollte gar nicht mehr zurück. Er hat mißtraut: „Wie wird das?“ Außerdem: Wien war eine Ruine. Wir haben ja alle schlecht ausg'schaut, weil wir zum Teil noch gehungert oder schlecht gegessen haben. Wer in Amerika war, hat — auch die ärmeren Emigranten — vergleichsweise zu hier fabelhaft gelebt. Ich hab' dann dort einige Kollegen getroffen. Wissen Sie, da gab es nie irgendeine Schwierigkeit. Die Frage „Warum bist du geblieben?“ gab es nicht, weil sie wußten: Ja, der Milan hat ja recht, daß er dort geblieben ist. Gottseidank ist er dort, damit wir, wenn wir einmal zurückkehren wollen, eine Basis mit Leuten haben, die keine Nazi waren. Daß sich in Österreich die Substanz der Gutgesinnten erhält, war ja das Interesse der jüdischen Kollegen, nicht?

M & Z: *Darf ich hier vielleicht auf eine spätere Frage vorgehen ...*

Dubrovic: ... aber die haben ja zum Teil auch Erfolg gehabt und hatten inzwischen gute Stellungen errungen. Ein Kollege, Pisko hieß er, der die *Wochenausgabe des Neuen Wiener Tagblatt* vor 1938 geleitet hat, war in der Emigration dann beim *Christian Science Monitor*. Viele dieser Juden waren ja assimiliert und getauft. Und solche haben dann durch Unterstützung von Hilfsorganisationen Anschluß gefunden. Pisko war also beim *Christian Science Monitor*, einer sehr angesehenen Wochenschrift in Amerika, untergekommen. No, für den war die Emigration sozusagen fast ein Glück, weil er ja bei einer Zeitung mit Weltbedeutung war. Dagegen war das *Neue Wiener Tagblatt* ein Provinzblattl. Also, die haben sich zum Teil vielmehr in der Welt gefühlt als ... (Läuten des

Telefons) ... wo waren wir?

M & Z: *Bei Ihren Freunden aus der Redaktion des Neuen Wiener Tagblatt und deren Schicksal nach 1938.*

Dubrovic: Moriz Scheyer, der Feuilletonchef des Blattes, war auch ein getaufter Jude. Er war in ein Kloster in Böhmen eingetreten und hatte die ganzen Jahre dort überlebt. Sie haben ihn genommen, obwohl er verheiratet war. Seine Frau hat bei Freunden in der Tschechoslowakei als „U-Boot“ gelebt. Ein anderer Kollege, mit dem ich befreundet war, war Egon Pisk. Er ist zu seinem Bruder in Rio de Janeiro in die Emigration gegangen. Pisk war ein guter Journalist, der dort in Brasilien ein Korrespondenz für deutschsprachige Zeitungen außerhalb des „Dritten Reiches“ begonnen hat. Er hat über Brasilien berichtet und es ist ihm recht gut gegangen. Pisk wollte nach dem Krieg zurück, ist auch dagewesen. Als er gesehen hat, wie groß die Not war, sagte er: Ich warte ab, bis es besser wird, denn in Brasilien geht es mir ja sehr gut und ich kann dort meinen Bruder nicht im Stich lassen. Er ist dann auch immer wieder nach Wien gekommen, aber hat keine Lust gehabt, hier zu leben. Pisk sagte, er fühle sich hier in der Provinz, in Rio hingegen habe er die ganze Welt. — Das sind also die Fälle, die ich im Einzelnen kenne. Ich habe gestern beim Nachdenken für das heutige Gespräch aber auch noch andere aufgeschrieben. Zum Beispiel hatten wir telefonische Verbindungen mit Emigranten im Ausland. Mit Freunden in London führten wir die Gespräche im Hause Anna Freuds in der Nähe von Breitenfurt. Dort waren wir immer mit dem Schriftsteller Lernet-Holenia, der im Haus der Anna Freud immer das Wochenende verbracht hat, zusammen. Es waren die Verbindungen zum Ausland bis zum berüchtigten 1. September 1939 ziemlich intensiv.

M & Z: *Danach war es fast unmöglich, oder?*

Dubrovic: Faktisch war es unmöglich, aber es gab andere Möglichkeiten. Zum Beispiel ist der Schauspieler Axel Ambesser, mit dem ich sehr befreundet war, oft zu Gastspielen nach Zürich. Und von Zürich aus konnte er alles machen. Zurückgekehrt erzählte er dann immer: Du, ich hab mit Amerika telefoniert. Dem geht es so und so, die Zuckmayers leben in Vermont am Land und ... — er hat also dort viel erfahren und hat es dann in Wien erzählt. Wir, die Nicht-Nazi, haben riesig zusammengehalten und waren wie eine Familie. Das war etwas sehr Schönes. Manchmal denke ich mit einer gewissen Sehnsucht zurück an diese Freundschaften, die alle viel intensiver erlebt wurden als jetzt, wo die Leute viel oberflächlicher leben. Es war alles in dieser Zeit extrem: Die Bösen waren böser denn je und die Guten besser denn je. Wenn Freunde aus dieser Zeit, die paar noch Überlebenden, bei mir zusammensitzen, reden wir

von nichts anderem als von diesen Dingen damals. Ich übertreibe jetzt vielleicht, aber ich würde sagen: Es ist seit 1945 kein Tag vergangen, an dem ich nicht irgendwie an die Nazizeit erinnert werde, durch Fragen anderer oder durch eigene Gedanken.

M & Z: *Sie waren ab 1938 stellvertretender Hauptschriftleiter des Wiener Mittag. War diese Mittagaussgabe des Neuen Wiener Tagblattes Ihrer Meinung nach ein gemäßigtes Organ im Kanon der gleichgeschalteten Presse?*

Dubrovic: Nein, nein. Der *Wiener Mittag* war zunächst ein reines Instrument des Propagandaamtes, das heißt, was veröffentlicht wurde, war vorgeschrieben, vom Gaupresseamt geliefert oder telefonisch durchgegeben sowie direkt aus Berlin. Man war eigentlich nur noch sozusagen Relaisstation für das von Partei und Regierung Gelieferte. Das war am Anfang. Später konnte ich dank der Gewährung des Betriebsleiters Dr. Leopold Winkler eine Redaktion aufbauen, in der viele Leute arbeiteten, die entweder die Flucht versäumt hatten oder absolute Nicht-Nazi waren.

M & Z: *Unter dem Titel „Klein-Otto macht Zeitung. Arm in Arm mit Jud Bondy und der übrigen Mischpoke“ erschien beispielweise am 25. Mai 1939 in dem von Ihnen mitgeleiteten Wiener Mittag ein Artikel über die in Paris von österreichischen Legitimisten gemachte Emigrantenzeitschrift Österreichische Post. Dieser Artikel schließt mit den Bemerkungen: „Wir fragen uns ernstlich, ob es nicht wirklich ein tragischer Irrtum ist, die Sippen dieser widerlichen und unfruchtbaren Hetzer ungeschoren und ungezeichnet unter uns zu dulden, sie großzügig und mit Dank für ihr endliches Verschwinden über die Grenzen des Reiches zu lassen, damit die ‚Österreichische Post‘ in Paris ihren Leserkreis vergrößern kann und geeignete ‚Greuelreporter‘ erhält. Doch dafür haben diese Tragikomödianten kaum ein ‚Organ‘.“*

Dubrovic: Das waren sicher, ich würde sagen, vom Gaupresseamt geschickte Sachen.

M & Z: *Wie fühlten Sie sich damals, wenn Derartiges im eigenen Blatt erschien?*

Dubrovic: Na, elendiglich. Elendiglich! Immer mit dem Gefühl: Um Gottes Willen, das ist ja fürchterlich und schrecklich! Aber man hat sich in der Redaktion gegenseitig getröstet: Die — Herr Bondy, der mich gut gekannt hat, und andere — wissen doch eh, daß das nicht Eigenarbeit ist. Als ich nach dem Krieg nach London zur BBC ins Buschhaus gekommen war, hatte ich sehr viele jüdische Kollegen dort getroffen. Da hat doch keiner irgendwie eine Sekunde lang gefragt „Was hast denn du gemacht?“. Sie haben ja alles von mir gewußt. Oder ein anderes Beispiel: Unter den während des Krieges aus dem KZ freigelassenen Leuten war auch der Journalist Hofrat Dr. Edwin

Rollet. Ich war die erste Adresse, die er nach seiner Freilassung aufgesucht hat. Ich hab' ihm gesagt: „Du kannst sofort bei uns als Buchhalter in irgendeinem Büro in den Verlag kommen.“ Darauf hat er gesagt: „Ich möchte nicht in die Nähe des Journalismus kommen. Wenn ich so lange im KZ gesessen bin, soll ich mich jetzt beflecken, indem ich da mitmache? Ich bin dazu nicht fähig.“ Er ist dann in eine Kohlenhandlung als Buchhalter gegangen. Aber wir haben weiter innigen Verkehr gepflogen.

M & Z: *Sie waren dann, machen wir einen historischen Sprung, ab 1946 bei der Presse, dem Nachfolgeblatt der Neuen Freien Presse. Hat sich die Presse bemüht, ehemalige Journalisten der Neuen Freien Presse aus dem Exil zurückzuholen?*

Dubrovic: Jene, die zurückkommen wollten, sind bzw. wären alle aufgenommen worden, aber es wollte eigentlich keiner mehr zurück, wenn ich jetzt nur von der *Neuen Freien Presse* rede. Da war zum Beispiel Dr. Ernst Benedikt, der in Stockholm war und dem es dort, wie mir Altkanzler Dr. Kreisky später erzählt hat, besonders gut ging, da er abstrakte Bilder gemalt und damit Erfolg hatte. Er wurde sogleich unser Stockholmer Korrespondent. Für seine Berichte hatten wir ihm besonders hohe Honorare gezahlt. Da er formell Besitzansprüche an die *Presse* hatte, einigte man sich darauf, daß er kommt, wenn es bei uns besser ist. Na, er ist dann 1962 80jährig gekommen und hat hier eine Zeit lang in Untermiete und hernach bis zu seinem Tod im hohen Alter im Schauspielerheim der Hilde Wagener in Baden gewohnt. Theodor Meysels war zur *Presse* aus Israel zurückgekommen. Meysels war vor der Emigration Redakteur der *Neuen Freien Presse*. In Palästina war er zunächst Verkehrspolizist geworden. Und da hat er einem Kollegen und mir in die Redaktion in einem Brief ein Foto geschickt. Der Brief war allerdings geöffnet, vermutlich von der Zensur. Auf diesem Foto stand Meysels, der sehr jüdisch aussah und der dies betont hat, indem er sich die Polizistenkappe so heruntergezogen hat, daß die Ohren weggestanden sind: Er sah aus wie eine *Stürmer*-Karikatur. Darunter schrieb er: „Herrn Max und Moritz Dubrovitzer“ — mit „tz“, das ist dann ein jüdischer Name. „A Balmachome habt's ihr aus mir gemacht“, schrieb er auf der Rückseite. Balmachome heißt auf hebräisch Soldat. Also wir haben sehr gelacht, aber zugleich hatten wir auch die Sorge, ob das nun Folgen für uns haben würde. Aber es hatte keine.

M & Z: *Sie erwähnten in einem Vorgespräch, wenn ich mich richtig erinnere, daß Torberg unter finanzieller Hilfestellung seitens der Presse zurückgeholt wurde.*

Dubrovic: Das war sehr mühselig, wir haben damals in der *Presse* auch kein Geld gehabt. Die einzige

Geldquelle war die Schöllerbank. Wir waren oft nicht sicher, ob wir monatlich das Gehalt bekommen. Um Torberg möglichst bald zurückzukriegen, haben wir einige Inserate der „Air France“ eingeschaltet, die dafür Freikarten für Torberg ausstellte. So kam er dann, wenn ich mich richtig erinnere, 1951 nach Wien. Es war alles sehr mühevoll. Da waren ja auch noch seine seelischen, politischen und geistigen Hemmungen, zurückzukommen, die in dem inzwischen veröffentlichten Briefwechsel** zwischen ihm und mir ausgebreitet sind.

M & Z: *Weiters erwähnten Sie bei unserem Vorgespräch ein Zusammentreffen mit vielen Emigranten bei der BBC nach 1945.*

Dubrovic: Ich habe in England viele jüdische Kollegen und Freunde, nicht immer Journalisten, und hatte große Sehnsucht, diese wiederzusehen. Dem Engländer John Peet verdanke ich diese Reise. Ich hatte ihn in Wien kennengelernt, als er vor 1938 hier Werkstudent war und sich als Kolporteur unseres Abendblattes das Leben verdient hat. Nach dem Krieg kam er als britischer *war correspondent* in Uniform nach Wien, half uns sehr viel, indem er uns mit Essen versorgte. Und dieser John Peet hat es auch ermöglicht, daß ich die Reise nach London bekam. Dort gab es eine riesige Wiedersehensfeier mit dem Feuilletonisten Richard Wiener, mit Rudolf Spitz und vielen anderen, die nach England emigriert waren. Da ich kein Geld hatte, sorgten sie sofort dafür, daß ich im *BBC* gegen Honorar über die Zustände im Nachkriegs-Wien erzählen konnte. In London hat mir dann der Schriftsteller und Journalist Josef Kalmer erzählt: „Du, ich hab' dich auf eine Liste gesetzt gehabt“ — auf eine Liste für britische Geheimdienstleute, die mit Fallschirmen nächtens über Österreich absprangen, und die hier für alle Fälle Notunterkünfte bei verlässlichen Nazigegnern brauchten. Bei der Opernsängerin Ljuba Welitsch, die auch auf dieser Liste stand, hat sich ein Brite damals gemeldet und sie hat ihm — wie ich nach dem Krieg erfuhr — tapfer geholfen. Bei mir hat sich nie jemand gemeldet.

M & Z: *Wen haben Sie von den österreichischen Exiljournalisten noch in London getroffen?*

Dubrovic: Ein sehr maßgebender Herr dort war Peter Smollett, der in Wirklichkeit Harry Peter Smolka hieß, und vor 1938 die Jugendbeilage der *Neuen Freien Presse* gemacht hatte. Er war inzwischen ein mächtiger Mann geworden und angeblich Berater Churchills bei der Jalta-Konferenz.

M & Z: *Sie erwähnten, daß es keine Zweifel von seiten der Freunde, die ins Ausland gegangen waren, gab, ob Sie möglicherweise Ihre politische Haltung geändert*

** Friedrich Torberg: *Kaffeehaus war überall. Briefwechsel mit Käuzen und Originalen*. München 1982 (= Gesammelte Werke, Bd. XIII).

haben. In Ihrem Brief an Friedrich Torberg vom 30. Dezember 1945 schrieben Sie: „Nein, ich war kein Nazi, wirklich und wahrhaftig nicht und in keiner Sekunde meines Lebens.“ Torberg notierte in einem späteren Brief dazu: „Ich spreche von dem, was Du meine ‚vorsichtige Anfrage‘ über die etwaige Wahrheit von ‚Gerüchten‘ nennst, und ich muß Dir leider widersprechen: es steckt nicht das mindeste Quentchen Traurigkeit darin. Es wäre nur komisch, wenn ich Dich im ‚Verdacht‘ gehabt hätte, ein Nazi zu sein. Es wäre so komisch, daß es tatsächlich nur eines gäbe, was noch komischer wäre — nämlich daß Du allen Ernstes geglaubt haben könntest, ich hätte Dich in einem solchen Verdacht. Wie dieses skurille Mißverständnis zustande gekommen ist, weiß ich nicht ...“

Dubrovic: Es hat mich Hilde Spiel, zu der ich nie — auch vor der Nazizeit — ein besonders nahes Verhält-

nis hatte, kurz nachdem sie nach dem Krieg nach Wien gekommen war, aufgesucht. Sie war auch eine „Herrenhof“-Dame, eine junge. Und ich habe gehört, daß sie dort Zweifel an mir deponiert hatte. Das ist ja unvermeidlich. Man kann das jemand gar nicht vorwerfen. Da ich die ganze Zeit über Journalist war, liegt ein derartiger Verdacht selbstverständlich nahe und ich kann jemandem, der den Verdacht äußert, doch deshalb net böse sein. Aber nur in diesem Zusammenhang hab ich dem Torberg das Angesprochene geschrieben. Was sollte ich ihm anderes sagen?

M & Z: Ja, und zumal da Sie ja formal eben bis zum Parteiausschluß 1944 Anhänger der NSDAP waren, wie Sie selber in Ihrem Buch *Veruntreute Geschichte* erläutern. Wie es dazu kam, brauchen wir hier nicht zu besprechen, da Sie in Ihrem Buch ohnedies ausführlich darauf eingehen. Wichtiger ist mir die Frage: Mit welchen Gefühlen lebten Sie damals? Im Kopf das Wissen, meine besten Freunde sind dort, sind weit weg, sind in der Ferne. Und ich bin hier. Wie war das? Welches Gefühl war das?

Dubrovic: Ja, aber das war ja das Drama dieser Zeit! Dieses Gefühl hat man doch ständig gehabt, daß das eine grausige Sache, eine grausige Situation ist, in der man sich befindet. Man hat Zuflucht gefunden bei Leuten, die das ähnlich empfunden oder erlebt haben. Das war dann diese merkwürdige Gemeinschaft der Antinazi, die zusammengehalten hat.

M & Z: Nachträglich und — wohlgerne — aus der Sicht von heute (wenngleich wir alles bisher Besprochene natürlich immer auch aus dem heutigen Wissen heraus nachgezeichnet und dabei das eine betont und das andere weggelassen haben) die Frage: Wenn Sie sich ein zweites Mal im Jahr 1938 entscheiden könnten ...

Dubrovic: ... würde ich wieder dableiben! Einmal nach dem Krieg war die Stimmung: Um Gottes Willen, jetzt werden die Russen den Korridor herstellen. In der *Presse* meinte der junge (Fritz) Molden, in diesem Fall sollte man die Redaktion nach Salzburg in die amerikanische Besatzungszone verlegen. Darauf der alte (Dr. Ernst) Molden: „Na, von Wien gemma nicht weg. Nie weggehen, man muß das durchstehen.“ Also, wir waren Trotzköpfchen. Ich würde auch heute — Gott sei Dank ist das keine Frage — wenn ähnliches wiederkäme, mich so wie damals verhalten. Denn den Jammer, als Emigrant zu leben, möchte ich nicht mitmachen. Ich weiß von Freunden, wie das ist, plötzlich entwurzelt zu sein. Polgar sagte es: Die Heimat wird zur Fremde und die Fremde kann nie Heimat werden. Dieser Zustand ist so grausig, da bin ich lieber hier Hilfsarbeiter, aber in Wien. Denn das ist ja doch die Heimat, man hängt einfach dran.

M & Z: Ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

AUFBAU

AUFTRAG FÜR JAHRESABONNEMENT

Amerikas einzige
deutschjüdische
Zeitschrift

USA 41.00 (½ Jahr \$32.00)
Europa (Luftfracht) \$63.00
oder DM 115.00
Israel (Luftfracht) \$53.00
Kanada und Mittelamerika \$45.00
Südamerika: (Schiff) \$45.00
(Luft) \$105.00
Übriges Ausland \$63.00
Alle Abonnements zahlbar in
US-Dollar an eine US-Bank
oder an unsere
europäischen Banken.
Zahlungen können auf das Konto
Nr. 9 001 773 00 bei der Bank für Handel
& Industrie AG., Postfach 12 17 05,
1000 Berlin 12, B.R.D.
oder
auf das Konto Nr. 01 025 1 01 bei
der Bank Hapoalim (Schweiz) AG.,
Stockerstr. 33, 8039 Zürich
überwiesen werden.

Name _____

Anschrift _____

Anbei mein Scheck ☐

AUFBAU
Circulation Dept.
2121 Broadway, New York, N.Y. 10023

HANNES HAAS / FRITZ HAUSJELL

Österreichische Journalisten über ihr Exil

Eine Umfrage (Teil 2)

Exil aus der Perspektive von Betroffenen zu sehen war ein Motiv für die von *Medien & Zeit* durchgeführte und in Heft 1/88 sowie der vorliegenden Ausgabe präsentierte Umfrage unter österreichischen Exiljournalisten. Zudem möchten wir damit den Grundstein für ein Archiv der Erinnerungen von emigrierten österreichischen Journalisten über diesen wichtigen und bisher wenig beachteten Teil der hiesigen Journalismusgeschichte legen.

Verzichtet man auf die noch nicht auf Tonband, Video oder Papier festgehaltenen Erinnerungen der wenigen heute noch lebenden Exilanten aus der Berufsgruppe der Journalisten, so bringt man sich als Kommunikationshistoriker zum einen um wichtige Quellen. Daß es praktisch unaufschiebbar ist, durch Oral History-Interviews und durch Ersuchen um Niederschrift der Erinnerungen die potentiellen Quellen zu tatsächlichen umzuwandeln, ist aufgrund des hohen Alters der noch Lebenden evident. (Ein Katalog der wichtigsten offenen Fragen im Bereich der Exilforschung muß rasch geschaffen werden und soll als Leitfaden für diese mündlichen und schriftlichen Befragungen dienen).

Ohne Einbeziehung dieser Quellen bliebe die Kommunikationsgeschichte außerdem auf Dauer einer fast ausschließlich von außen kommenden Perspektive verhaftet. Und etliche wesentliche Aspekte blieben mangels Einbindung der handelnden Subjekte der zurückliegenden Kommunikationsprozesse von der Forschung wohl unerkannt.

Von drei Exiljournalisten, die nach Österreich zurückgekehrt waren, sowie von weiteren drei aus dem Exil nicht heimgekehrten Journalisten, die wir um einen Bericht über ihr Exil gebeten hatten, haben fünf prompt einen Beitrag für dieses Heft verfaßt. Diese rege Beteiligung macht die Bereitschaft jener, die bisher selten jemand gefragt hat, sehr deutlich, sich an das lange Zurückliegende und oft dennoch sehr Schmerzvolle zu erinnern und darüber Auskunft zu geben. Für das Anlegen eines Archivs der Erinnerungen, wie es oben kurz skizziert wurde, ist dieses Entgegenkommen eine wichtige Voraussetzung.

Diese fünf Zeitzeugenberichte sind zwar Teile eines Kollektivs, doch innerhalb dieses gehören sie

jener Gruppe von Exilanten an, die es mehr oder weniger — nicht nur beruflich — geschafft haben, das Exil zu meistern. Ihre Berichte machen betroffen. Aber sie sind mit dem Bewußtsein zu lesen, daß es daneben viele Vertriebene gab und gibt, denen das Weg-müssen-aus-Österreich noch viel Ärgeres brachte: materielle Not, Verlust des gerne ausgeübten Berufes, kulturelle Entwurzelung, Heimatlosigkeit, Depression, unerfüllte Sehnsucht nach der alten Heimat, Verlust von Partnern, Freunden und Angehörigen in einem noch größeren Ausmaß.

Die erfreulich vielen Antworten machten eine Teilung der Präsentation dieser Umfrage notwendig. In Ausgabe 1/88 erschienen bereits die Berichte von Georg Auer, Robert Breuer und Erich Derman. Daran anschließend veröffentlichen wir nun die Erinnerungen von Fritz Fuchs und Egon Michael Salzer¹.

Fritz Fuchs sandte uns Anfang Februar ein sehr umfangreiches Manuskript, das von der Redaktion von zunächst über 700 Zeilen auf rund 400 gekürzt wurde. Da Fritz Fuchs — geboren am 16. 3. 1912 in Wien — zwei Monate nach Vollendung seines 76. Lebensjahres am 19. Mai starb, bleiben unsere Kürzungsvorschläge nicht autorisiert. Die vorliegende Kurzfassung erscheint mit Zustimmung der Witwe Anna Fuchs. Die Urfassung ist für wissenschaftliche Zwecke in der Redaktion einsehbar.

¹ Zu E. M. Salzer siehe auch Ernst Schmiederer: *Jetzt gehör ich nicht mehr dazu*. 30 Jahre lang war der heute 80jährige Egon Michael Salzer Österreicher. In: *profil*, 19. Jg., Nr. 10/7. März 1988, 96—99.

*

Wie ich ein Leningrader wurde Als österreichischer Exilant beim Leningrader Rundfunk

FRIEDRICH FUCHS

In den Morgenstunden des 14. Februar 1934 zogen wir, eine Gruppe Stadlauer und Floridsdorfer Schutzbündler, vom Floridsdorfer Bahnhof in Richtung Gaswerk. Auf dem Platz beim Floridsdorfer Gaswerk stand eine größere Gruppe von Floridsdorfer Schutzbündlern, die ebenfalls nicht wußten, was weiter zu tun war. Wir machten ihnen den Vorschlag, da der Kampf in Wien wohl beendet sei, besser in die Tschechoslowakei auszuwandern, als uns hier umbringen zu lassen. 47 Schutzbündler aus Stadlau und Floridsdorf schlossen sich unserem Vorschlag an, und wir zogen ab.

In Brünn wohnten wir in einem Stadion, wo für uns zahlreiche Holzhütten mit Schlafgelegenheiten aufgestellt waren. Aber nicht sehr lange. Nach etwa 14 Tagen kamen Otto Bauer und Julius Deutsch, holten uns alle in das Brünner Parteiheim und hielten uns Vorträge mit dem Aufruf, der Partei die Treue zu halten, denn schon in wenigen Wochen werde es zum Gegenschlag der SP in Österreich kommen. Wir glaubten von all dem so gut wie nichts. Uns tat nur Julius Deutsch leid, der wegen einer Verwundung über dem rechten Auge eine schwarze Schleife trug.

Kurz nach dem Treffen gingen wir in ein benachbartes Kaffeehaus, um einen Tee oder Kaffee zu trinken. Dort fanden wir an einem Tisch Bauer und Deutsch ... und auf dem Tisch die schön zusammengeklappte Augenbinde. Die schwere Verwundung von Julius Deutsch war also nichts anderes als eine Lüge, um uns irre zu führen. Da gaben wir den beiden gleich die nötige Antwort: Wir gehen nicht mehr nach Österreich zurück, wir bleiben hier und werden trachten, in die UdSSR zu gelangen! Das war unsere Antwort.

Zwischenstationen Brünn und Moskau

Schon am nächsten Tag begaben sich einige Genossen in die Botschaft der UdSSR und fragten, ob eine Übersiedlung in die Sowjetunion möglich wäre. Die Antwort: Selbstverständlich, wir müßten uns nur ein wenig gedulden. Nach wenigen Wochen wurden wir in einen langen Zug verfrachtet, der uns nach Moskau brachte. In allen größeren und kleineren Stationen wurden wir im Sowjetland freundlich von Musikkapellen und Rednern empfangen. Wir verstanden zwar noch kein Wort, aber unsere Freude war doch sehr groß. Man wollte uns in diesem Land! Man nahm uns als Freunde auf! Etwas Schöneres konnten wir uns ja nicht vorstellen. Ob wir wieder auf einem rasch umgebauten Sportplatz unterkommen würden? Nein! In Moskau kamen wir in ein großes Heim, in dem wir alle, — weit mehr als 100 Menschen — Aufnahme fanden. Zum Frühstück bekamen wir Tee und Kaffee nach Wahl, dazu Schwarz- und Weißbrot, Wurst, Schinken, Käse und ... Kaviar. Zum ersten Mal in unserem Leben bekamen wir eine solche Delikatesse.

Nach einigen Wochen — ich war am Vormittag mit meiner Übersetzerin im Moskauer Stomatologischen Institut, wo ich erfuhr, daß ich schon am nächsten Tag mit meiner Arbeit beginnen könnte — gab es am Abend eine Generalversammlung aller Schutzbündler, in der uns der Leiter des sowjetischen Gewerkschaftsbundes mitteilte, wohin wer verschickt würde, denn es sei unmöglich, so viele Menschen gleichzeitig an guten Arbeitsplätzen unterzubringen.

Der wohl schlimmste Schlag traf mich, als ich erfuhr, daß ich nach Leningrad fahren müßte. Schon am nächsten Morgen bestiegen mehr als sechzig Schutzbündler den Zug, der uns nach Leningrad brachte. Freude fühlte ich bei dieser Reise keine. Leider.

Jetzt waren wir also Leningrader.

Ende Juni 1934 bekamen mein Bruder Ernst, der einen Monat lang im Süden auf Erholung war, und ich unsere neue Wohnung in der Fotanka 50, fünf Minuten von unserem Arbeitsplatz auf dem Newski entfernt. Es war eine schöne Dreizimmer-Wohnung mit Küche, Balkon und einem kleinen Abstellraum ohne Fenster. Etwa einen Monat später kamen die Gattin und der 5jährige Sohn meines Bruders sowie meine Braut Anny zu uns.

Vom Zahntechniker zum Radio-Chefredakteur

So lebten wir einige Zeit zu fünft, nach wenigen Monaten kam auch die Mutter aus Wien zu uns. Jetzt waren wir komplett. Ernst und ich arbeiteten als Zahntechniker im Stomatologischen Institut, Mutter und Annerl, die Frau meines Bruders, fanden Arbeit in einer Schneiderei und meine inzwischen mit mir verheiratete Frau führte zu Hause die Wirtschaft. Ich konnte mich in meinem Betrieb mit den Kollegen bereits frei auf russisch unterhalten. Wir besuchten auch oft Theater und Kinos, und ich verstand schon alles. Diese Sprachenkenntnis sollte mir bald sehr gelegen kommen.

Am 22. Juni 1941 drangen deutsche Truppen ohne Kriegserklärung in die Sowjetunion ein. Zu dieser Zeit war ich im Stomatologischen Institut Leiter einer Giftgasschutzgruppe. Aber nicht lange. Anfang August kam ein Vertreter aus dem Smolny in unser Institut und ließ mich zum Direktor rufen. Dort gab er mir bekannt, daß die Kommunistische Partei Leningrads von mir verlange, meine Arbeit hier im Institut aufzugeben und in den Leningrader Rundfunk zu übersiedeln, um dort die Arbeit des Chefredakteurs der deutschsprachigen Sendung zu übernehmen. Auf meinen Einwand, ich hätte doch keine Ahnung, welche Arbeit man im Rundfunk ausüben müsse, ja ich wisse nicht einmal, wie man ein Mikrophon halten müsse, erwiderte er, all das seien Kleinigkeiten, die ich in einer Minute lösen werde. Ich möge mich schon morgen früh im Rundfunk melden. Man erwarte mich dort zu einer sehr wichtigen Arbeit. Ich möge also nicht absagen, sondern meine Pflicht als österreichischer Kommunist in der Sowjetunion erfüllen.

Mir blieb nichts anderes übrig, als mich von meinen Arbeitskollegen im Institut herzlichst zu verabschieden und am nächsten Morgen in das Leningra-

der Rundfunkkomitee zu gehen. Dort wurde ich von Viktor Chodarenko, dem stellvertretenden Chefredakteur sehr herzlich in Empfang genommen. Er führte mich in das dritte Stockwerk, öffnete eine Türe und sagte mir: „Hier, lieber Genosse, werden Sie in der nächsten Zeit arbeiten. Sie bekommen morgen früh noch eine russische und eine deutschsprachige Stenotypistin dazu. Hier haben Sie zwei russisch—deutsche und deutsch—russische Wörterbücher für jeden Fall. Aber ich höre ja, daß Sie schon sehr gut russisch sprechen.“ Ich erwiderte, daß dies ein Irrtum sei, denn ich beherrsche nur ein „Alltagsrussisch“ und mir fehle noch sehr viel zu einem literarischen Russisch. Dann zeigte mir Viktor Antonowitsch, wie er mit Vor- und Nachnamen hieß, noch die für mich wichtigsten Räumlichkeiten des Radiokomitees: den Saal, in dem ich meine Sendungen sprechen werde, den Raum für die Mädchen, die mir das Signal geben werden, mit der Sendung zu beginnen, und das „technische“ Kabinett, in dem Sendungen aufgenommen und wiedergegeben sowie andere technische Aufnahmen gemacht werden. Er machte mich auch mit mehreren Personen bekannt, mit denen ich in nächster Zeit zu tun haben werde. Nach dem Rundgang lud er mich noch zu einem Mittagessen in seinem Arbeitszimmer ein und machte mich dabei mit dem Direktor des Rundfunkkomitees bekannt, der sein Büro ihm gegenüber hatte.

Meine erste Sendung: „Kann gegeben werden“

Am nächsten Tag ging es los. Viktor überreichte mir am Morgen drei Artikel aus sowjetischen Zeitungen sowie zwei Flugblätter für die Front und forderte mich auf, daraus eine Sendung für 20 Minuten in deutscher und russischer Sprache zu gestalten.

Leicht war diese Aufgabe bestimmt nicht. Ich las zuerst die beiden russischen Artikel und dann die beiden Flugblätter durch. Dann überlegte ich sehr lange, was man davon nehmen könnte. Ich entschloß mich für das größere Flugblatt und für einen der beiden, den kleineren Artikel. Ich holte mir dazu die Erlaubnis von Viktor Antonowitsch und gab den Artikel meiner Übersetzerin. Dann ging ich mit dem zweiten Flugblatt, das ja bereits in deutscher Sprache war, in das technische Kabinett, um einem Vorschlag Viktors folgend, meine Stimme im Rundfunk zu prüfen. Diese Prüfung fiel entsetzlich aus. Ich mußte das Flugblatt mit Pausen mindestens zehnmal lesen, ehe es halbwegs für den Äther annehmbar war. Ich schwitzte dabei nicht wenig. Es nützte mir auch nicht viel, als mir der Cheftechniker sagte, das sei auch bei russischen Sprechern nicht anders. Der Rundfunk erfordere eine ganz klare, deutliche Sprache, die sich

sehr stark von der Umgangssprache unterscheide. Und ich mußte mich zudem von meinem Österreichisch auf das Hochdeutsche umstellen! Eine Umstellung, die wahrlich nicht leicht fiel!

Am späten Nachmittag bekam ich meine beiden Sachen für die Sendung zurück, — mit dem russischen Vermerk: „Kann gegeben werden!“ Ich setzte mich in mein kleineres Zimmer, verschloß die Türe fest und begann, das Material laut zu lesen. Ich las es ungefähr zwei Stunden lang. Dann machte ich eine halbstündige Pause, nahm das Material in eine Mappe und ging hinunter in den Raum, in dem die Mädchen saßen, welche den Einsatz für die Sendung gaben. Sie fragten mich, wie es mir gehe und wie es mir hier gefalle. Auf die erste Frage antwortete ich mit „Ganz schlecht“, auf die zweite mit „Sehr gut“. Dann ging ich in den Sendesaal.

So, damit war der Anfang getan. Die erste Sendung war im Äther. In den nächsten zwei Wochen änderte sich kaum etwas. Jeden Abend las ich einen kurzen Artikel und ein Flugblatt.

Dann kam der „Umbruch“! Am Vormittag hörte ich aus dem Radioapparat, den man mir gegeben hatte, eine Rede des deutschen Propagandaministers Goebbels. Sie war so aufreizend und blöde, daß ich mich hinsetzte und darauf eine Antwort schrieb, in der ich die ganzen Dummheiten der Rede aufzeigte und den Hörern meiner Sendung klar machte, wie die Lage an der Front tatsächlich war und was sie zu erwarten hätten, wenn sie nicht bald die Gefangenschaft als Rettungslager für ihr Leben in Anspruch nehmen würden.

Senden ohne Zustimmung des Smolny

Ich ließ meinen ersten Artikel ins Russische übersetzen und brachte ihn zu Viktor Antonowitsch. Er sagte mir, daß dieser Artikel, der ihm selbst sehr gut gefiel, zur Bestätigung in den Smolny gebracht werden müsse. Also begab ich mich wieder in mein Zimmer und wartete. Eine halbe Stunde vor Beginn meiner Sendung ging ich wieder in die Direktionsetage, wo mir Viktor Antonowitsch sagte, es sei aus dem Smolny noch keine Antwort gekommen. Da legte ich ihm eine „Ersatzsendung“ auf den Tisch und sagte: „Teurer Viktor Antonowitsch! Meine Sendung beginnt in wenigen Minuten. Ich muß meinen Artikel heute bringen, denn morgen oder übermorgen weiß kein Deutscher mehr, was Goebbels im Rundfunk gesagt hat. Sie und der Direktor haben meinen Artikel für gut befunden. Ich übernehme daher allein die Verantwortung dafür, daß ich ihn heute veröffentliche. Als Ersatz habe ich Ihnen einen gekürzten Zeitungsartikel und ein Flugblatt mitgebracht. Nehmen Sie es als Ersatz für meinen Beitrag, den ich jetzt

lesen werde. Nur wir beide wissen davon, aber ich kann nicht warten, bis mir der Smolny Antwort gibt.“

Viktor Antonowitsch stützte den Kopf in die Hand und sah mich an. Dann sagte er nach einigen Minuten des Schweigens: „Gut, gehen Sie. Ich stehe hinter Ihnen.“

Ich las also meinen ersten selbstgeschriebenen Artikel im Leningrader Rundfunk. Nach genau einer Woche bekam ich diesen Artikel aus dem Smolny zurück mit der Anmerkung „Kann gesendet werden“. Daraufhin ging ich zum Rundfunkdirektor, klärte ihn über den wahren Sachverhalt auf und bat ihn, mich mit in den Smolny zu nehmen, damit ich dort mit dem Genossen sprechen könne, der das zu bestätigen habe. Erst wollte er nicht recht, dann aber stimmte er mir zu, und am Nachmittag desselben Tages fuhren wir in den Smolny. Wir gingen in den ersten Stock, wo er mich bat, auf dem Gang zu warten. Zwei Minuten später holte er mich in das Zimmer, wo zu meinem größten Erstaunen derselbe Genosse saß, der mich vom Stomatologischen Institut in das Radio geholt hatte. Nach einer kurzen, aber sehr freundlichen Begrüßung sagte er zu mir: „Ich verstehe schon, warum Sie diesen noch unbestätigten Artikel gesendet haben. Leider fehlt mir die Zeit, um solche Artikel noch am selben Tag zu bestätigen. Sie können sie also senden, wenn ihre beiden Direktoren nichts dagegen haben. Aber seien Sie sich dessen bewußt, daß ich von nun ab jede Ihrer Sendungen von drei Stellen aus kontrollieren lasse. Und wehe es kommt einmal etwas vor, womit wir nicht einverstanden sind. Das würde Ihnen Kopf und Kragen kosten. Haben Sie mich verstanden?“ — „Jawohl Genosse, ich habe verstanden. Aber glauben Sie bitte nicht, daß ich in meinen Artikeln auch nur ein Wort sagen werde, das nicht in unser Konzept des Verteidigungskampfes Leningrads passen würde. Ich bin Kommunist und fast schon ein Leningrader! Also Sie können sich auf mich verlassen!“

Nach diesem Gespräch fuhr ich erleichtert in das Radiokomitee zurück. Der Bann war gebrochen, und ich konnte schreiben, was ich für richtig und wichtig hielt.

Bilanz meiner Jahre beim Leningrader Radio

Ich habe in meinen vier Jahren im Leningrader Rundfunk mehr als 350 Beiträge verfaßt und gesendet. Darunter waren acht politische Sketches in der Dauer von 15 bis 20 Minuten, wie „Im russischen Wald“, „Gespräch im Massengrab“ und ähnliche; ferner mehr als 50 längere Artikel wie „Durchhalten oder Schluß machen“, „Die außenpolitische Ohnmacht Deutschlands“ und „Leningrad — Symbol und Vorbild“; 10 Aufrufe und mehr als 60 Feuilletons,

darunter „Der Führer und sein Kommentator“, „Was geht in der Heimat vor sich“, „Goebbels in Nöten“ und „Der Gerüchtefabrikant“. Auch sechs Gedichte entstammten meiner Feder, von denen mir leider nur eines erhalten blieb.

Brief einer Mutter

Tag und Nacht kann ich an Dich nur denken.
Junge, muß denn all das wirklich sein?
Mußt ich dazu dir das Leben schenken,
daß ich nun verlassen und allein?

Habe dich in Freuden und in Sorgen
stets gehegt als du noch schwach und klein,
gab dir alles, dachte du wirst morgen
mir im Alter eine Stütze sein.

Doch kam's anders. Dort im fernen Norden
liegst du nun stets von Gefahr bedroht,
hilfst du Menschen töten, rauben, morden,
bist gewiß auch selbst in größter Not.

Kind, nicht dazu hab' ich dich geboren,
nicht für dieses Morden! Laß es sein!
Kehr zurück, eh' alles noch verloren.
Komm zu deinem alten Mütterlein!

Das Programm der von mir gestalteten Sendungen enthielt auch drei Zyklen, und zwar „Briefkasten aus dem Kriegsgefangenenlager“ (14 Sendungen mit insgesamt 77 Seiten), ferner „Neues aus der Festung Europa“ (6 Beiträge zu je 5 bis 6 Seiten) und schließlich eine Reihe von insgesamt 14 Sendungen unter dem Titel „Militärische Übersicht“, die Juri Lasak von der Politleitung der Leningrader Front unter dem Pseudonym *Oberstleutnant Listow* im Rundfunk vortrug.

„Sog amol, wos is mit'n Schuaster Ferdl?“

Aber meine Tätigkeit im Leningrader Rundfunk beschränkte sich nicht auf das Schreiben von Beiträgen und ihre Sendung. Fast in jedem Monat fuhr ich mindestens einmal mit Juri Lasak an vorderste Frontabschnitte, um dort mit den deutschsprachigen Soldaten und Offizieren über ihre Tätigkeiten an den Fronten und über ihre Kontakte mit den Kriegsgefangenen zu sprechen. Einmal fuhren wir auch mit einem Boot von Lyssy nos (zu deutsch: Fuchsschnauze) über das Meer an einen kleinen Frontabschnitt, den die sowjetischen Truppen gegen eine riesige militärische Übermacht während des ganzen Zeitabschnittes der 900 Tage währenden Belagerung Leningrads verteidigten. Am ersten Tag konnten wir nicht fahren, weil das Meer zu stürmisch war, und am nächsten Tag

kamen wir gerade rechtzeitig zu einer großen Überraschung: Man hatte in den Morgenstunden einen deutschen Soldaten aus seiner Stellung herübergeholt. Auf meine Frage, was die Befragung dieses Mannes ergeben habe, antwortete mir der Oberstleutnant, der uns zu einer Schale Kaffee eingeladen hatte: „Nichts! Er sei nur ein kleiner Mann, der Befehle auszuführen habe. Sonst wisse er von nichts.“

Auf meine Bitte, mir den Gefangenen vorzuführen, meinte der Oberstleutnant, das habe ja keinen Sinn, denn seine drei Übersetzer hätten ihn eine Stunde lang ausgefragt, aber nichts herausgebracht.

Ich erwiderte, ich kenne die sowjetischen Übersetzer schon sehr gut und wisse, wie schlecht sie die deutsche Sprache beherrschen. Er möge doch mich mit dem Gefangenen sprechen lassen. Vielleicht sei er mir gegenüber gesprächiger. Auf die Frage, was ich dazu benötige, antwortete ich: „Für den Gefangenen etwas Gutes zum Essen und eine Flasche Bier.“

Der Chef schüttelte nur den Kopf, erteilte einen Befehl, und nach etwa zehn Minuten führte man mich in einen Raum, in dem der Gefangene aß und trank. Als er fertig war, stellte ich ihm — auf gut Hochdeutsch — die erste Frage: „Woher kommen Sie?“ Die Antwort überraschte mich: „Aus Österreich.“ — „Von wo genau?“ — „Aus Enzesfeld im Triestingtal.“ Das war für mich die große Überraschung, denn ich selbst hatte mehrere Jahre lang in der gegenüberliegenden Ortschaft Hirtenberg gewohnt und kannte nicht wenige Enzesfelder persönlich. Von nun an sprach ich nicht mehr hochdeutsch, sondern ‚enzesfelderisch‘.

„Sog amol, wos is mit'n Schuaster Ferdl? Hobn olle Stanschitztochter schon gheirat?“ Das Erstaunen war überwältigend. Er saß da und staunte mich mit offenem Munde an und fragte schließlich: „Woher kennen Sie diese Menschen?“ — „Das ist jetzt nicht so wichtig. Gib mir Antwort auf meine Fragen: Wieviele Mann seid ihr dort drüben, wieviele Geschütze habt ihr, wieviele Flugzeuge stehen euch zur Verfügung, welche Waffen habt ihr noch?“

Es dauerte eine Weile, bis er sich von seiner Überraschung erfangen hatte. Dann gab er mir ausführlich Antwort auf meine Fragen. Ich schrieb mir alles auf russisch auf und sagte ihm, für diese Auskunft werde er einen sehr guten Aufenthalt in der Gefangenschaft haben.

Dann ging ich zum Oberstleutnant zurück und legte ihm meinen Zettel auf den Tisch. Er las ihn, las ihn noch einmal, dann meinte er: „Wie kommen Sie zu diesen Angaben? Das gibt es doch nicht, nachdem meine drei Übersetzer kein Wort aus ihm herausgebracht haben.“ — „Ja“, meinte ich, „wenn Sie mir einen Kriegsgefangenen gegenüberstellen, den ich aus Österreich fast kennen könnte, weil er in der Nach-

barortschaft gewohnt hat, dann ist das kein Wunder.“ Das schlug der Oberstleutnant die Hände vor dem Gesicht zusammen und meinte: „Na, das ist ja ein wahres Wunder! So ein Kriegsgefangener und dann noch Sie dazu — da kann nur ein solches Wunder herauskommen. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür, daß Sie gerade heute zu uns gekommen sind!“

Versteckte Mikrophone

Fast hätte ich etwas Wichtiges vergessen: Gegen Ende Dezember 1941 lud ich eine zwanzig Mann starke Gruppe von Kriegsgefangenen mit einem Lastauto zu mir in den Leningrader Rundfunk ein. Es war knapp vor dem Ausbruch der großen Hungerkatastrophe. Und wir konnten die Leute mit Schnitzel und Salat befriedigen. Rings um den Tisch hatten wir fünf Mikrophone in Blumenvasen untergebracht. So konnten wir alle Gespräche sehr gut aufnehmen und in mehreren Sendungen verwerten. Es wurden sehr interessante Sendungen, in denen die Gefangenen über ihr neues Schicksal berichteten und an dem für sie ja längst verlorenen Krieg kein gutes Haar ließen.

Jedes Jahr unternahm ich auf Einladung von Juri Lasak aus der Politleitung der Leningrader Front mehrere Autofahrten an vorderste Frontabschnitte, um dort in der Hauptsache mit jenen Übersetzern zu sprechen, welche die deutschen Kriegsgefangenen auszufragen hatten. Mich interessierten vor allem ihre Deutschkenntnisse und ihre Umgangsformen mit den Kriegsgefangenen. Einmal verbrachten Juri Lasak und ich eine ganze Woche auf einem Militärflugplatz unweit Leningrad. Man hatte kurz zuvor einen Lautsprecher bekommen, mit dem man vom Flugzeug aus zu den deutschen Soldaten sprechen konnte.

Meine Sendungen im Leningrader Rundfunk gingen bis April 1944. Dann waren die deutschen Truppen schon so weit von Leningrad vertrieben worden, daß wir sie nicht mehr erreichen konnten. Was sollte nun mit mir geschehen, nachdem meine Redaktion aufgelöst und alle meine Mitarbeiter entlassen worden waren? Man schlug mir vor, weiter im Rundfunk zu bleiben. Man würde von mir einige Artikel über Städte wie Budapest und Prag brauchen und vielleicht auch einige Artikel, wie ich den siegreichen Vormarsch der sowjetischen Truppen und die Niederlage der faschistischen deutschen Feinde mit meinen Augen sehe. Ich bekam weiter mein Gehalt und blieb im Rundfunk bis April 1945 und fuhr dann nach Moskau, wo mich ein Auftrag der KPÖ erwartete. Ich sollte einen Schulungskurs österreichischer Schutzbündler in der Sowjetunion vor ihrer Rückreise nach Österreich leiten.

Nun war es eine interessante, aber sehr schwere Aufgabe. Die Vorträge über die Geschichte der

KPdSU und die Geschichte der Arbeiterbewegung in Österreich sowie über Philosophie und politische Ökonomie wurden alle in russischer Sprache gehalten und mußten von mir ins Deutsche übersetzt werden. Bei Gott keine leichte Aufgabe. Ich beherrschte zwar die russische Sprache dank meiner Tätigkeit im Leningrader Rundfunk schon sehr gut, aber Vorträge über Philosophie und politische Ökonomie waren doch aus anderem Holz geschnitzt! Ich tat mich dabei sehr schwer. Aber ich schaffte es.

Danach ging es für eineinhalb Jahre zur letzten Dienststelle in der UdSSR: in eine Politschule für Kriegsgefangene.

Nach der Rückkehr zunächst ÖZ-Redakteur

Im Herbst 1947 wurde es klar, daß wir in Kürze nach Hause fahren konnten. Meine Gattin, die in Moskau in einer deutschsprachigen Redaktion tätig war, verlor ebenfalls ihren Posten, weil diese Zeitschrift nicht mehr herausgegeben wurde, und so konnten wir Ende September 1947 die Heimreise per Flugzeug antreten.

Zu Hause wurden wir auf dem Flugplatz bei Vöslau von meiner Schwägerin und einem bekannten Schutzbündler herzlichst empfangen.

Aber ich blieb nicht lange in der Wohnung meiner Schwiegereltern. Schon am nächsten Vormittag klopfte es an unserer Türe. Als ich öffnete, stand vor mir mein bester Leningrader Freund: Juri Lasak von der Politleitung der Leningrader Front! Auf meine Frage, woher er denn wisse, daß ich schon da sei, antwortete er mir: „Das habe ich schon gestern erfahren. Und ich bin gleich hergekommen, denn ich brauche dich sehr dringend. Ich bin nämlich Chefredakteur der in der sowjetischen Zone von uns herausgegebenen Zeitung, und wir haben nur noch eine Woche bis zum Jahrestag der Oktoberrevolution. Ich brauche dich also dringend, damit du uns drei oder vier Artikel aus diesem Anlaß schreibst. Komme also, bitte, morgen früh an diese Adresse im 1. Bezirk in unsere Redaktion. Ich erwarte dich!“ Er lehnte sogar eine Schale Kaffee ab, denn er hatte es sehr eilig.

So bekam ich also in Wien meinen alten Leningrader Beruf als Redakteur wieder. Ich verfaßte in den ersten sechs Tagen vier Artikel zum Jahrestag der Oktoberrevolution, die alle ohne Korrektur veröffentlicht wurden. Am 7. Oktober wurde ich zu einer Feier in ein nobles Hotel im 1. Bezirk eingeladen, und ich staunte nicht wenig, als mein Freund Juri Lasak dort im Smoking auftauchte.

Ich blieb in der sowjetischen Abteilung der Redaktion bis zur Einstellung der *Österreichischen Zeitung* an dem Tag, an dem sämtliche fremde Truppen aus Österreich wieder abgezogen wurden. Ich beglei-

tete Juri Lasak noch bis zum herzlichen Abschied nach Bad Vöslau und arbeitete anschließend in der Redaktion der illustrierten Zeitschrift *Sowjetunion heute* bis zu meiner Pensionierung im Jahre 1980.

In der Tageszeitung und im Monatsjournal arbeitete ich in der Hauptsache als Übersetzer russischer Beiträge, schrieb aber auch so an die 150 verschiedene Artikel. Sie befaßten sich hauptsächlich mit der Schilderung des Lebens in der UdSSR, der Politik der Sowjetregierung und außenpolitischen Fragen. Wenn in österreichischen Zeitschriften oder Zeitungen anti-sowjetische Hetzartikel veröffentlicht wurden, so sandte ich an die Redaktionen sofort Antwortschreiben, die in den meisten Fällen auch veröffentlicht wurden. Mit meinen sowjetischen Chefredakteuren hatte ich nicht immer ein gutes Verhältnis. Zweimal strichen sie bei solchen Antwortschreiben einfach meinen Namen durch und setzten ihren hin, worüber ich mich selbstverständlich ärgerte und ihnen meinen Ärger auch kundtat.

In dieser Zeit besuchte ich etwa alle fünf Jahre für zwei Wochen die Sowjetunion — auf Einladung meiner sowjetischen Dienststelle. Bei einem dieser Besuche in Leningrad führte mich mein ehemaliger Chef vom Rundfunk in den Smolny, wo ich von drei Genossen über meine Tätigkeit während der Blockade befragt wurde. Einige Wochen später bekam ich einen Brief aus Leningrad, in dem mir mitgeteilt wurde, der Antrag auf Verleihung eines sowjetischen Ordens sei bereits nach Moskau abgesendet worden und werde demnächst in Wien eintreffen. Ich möge darauf achten, daß er entsprechend behandelt werde.

Nun, dazu ist es leider nicht gekommen.

Im Jahre 1979 ging ich in Pension. Seither habe ich nur drei oder vier Artikel über mein Leben im Leningrader Rundfunk für die österreichische Tageszeitung *Volksstimme* geschrieben. Sonst nichts mehr. Nein, doch: ein Buch über meine Leningrader Erlebnisse habe ich verfaßt, das, wie mir vor einiger Zeit mitgeteilt wurde, nun in Leningrad in russischer Sprache veröffentlicht wird. Darüber habe ich ganz große Freude. Vor einigen Jahren wurde ich auch von einer Leningrader Filmfirma eingeladen, an einem Film mitzuwirken, der den Titel trägt: „Unser Fritz in Leningrad“. Ich habe mich über diese einwöchige Tätigkeit in Leningrad sehr gefreut. Betrübt hat mich nur eines: daß kein einziger meiner Leningrader Freunde mehr am Leben ist. Ich habe zwar in Leningrad nicht wenige jüngere Freunde, aber sie sind eben kein Ersatz für jene Menschen, mit denen ich gemeinsam die schwere Zeit der Leningrader Blockade verbracht habe. Es war dies eine zwar schwere, aber dennoch sehr schöne Zeit. Und ich werde sie nie vergessen.

*

EGON MICHAEL SALZER

Ihren Dreck brauchen wir nicht mehr. Heil Hitler!

Das Ende als Londoner Korrespondent

Verglichen mit den tragischen Schicksalen vieler meiner damaligen Kollegen erscheint mein Lebenslauf wie eine richtige "sunshine-story". Das Schlimmste blieb mir ja erspart.

Mein Exil begann in London am Vorabend des deutschen Einmarsches in Wien. Als ich am 11. 3. 1938 zur gewohnten Stunde dem *Neuen Wiener Journal* meine Londoner Tagesmeldung telefonisch abgeben wollte, meldete sich die vertraute Stimme des Redakteurs, der sonst meine Berichte mit einem freundlichen „Na, sehr schön, Herr Salzer“ entgegennahm: „... Salzer? Ihren Dreck brauchen wir nicht mehr. Heil Hitler!“

Damit war meine siebenjährige Londoner Korrespondententätigkeit für Wiener Zeitungen abrupt zu Ende. Von den unsäglichen Leiden der Auswanderung und der Suche nach einer neuen Heimat blieb ich verschont. Über Nacht begann nur die geistige Emigration in das sprachliche und kulturelle Arbeitsmilieu der englischen „Berufsheimat“.

Tagebuchaufzeichnungen und die Artikel in den letzten Monaten vor dem Anschluß sind im Durcheinander meines oftmaligen Wohnungswechsels mit vielen meiner in den Kriegsjahren verschollenen Habseligkeiten verloren gegangen. Ich muß also vor allem in meinen Gedächtnisarchiven nachstöbern, sehe heute die Geschehnisse im März 1938 nur noch wie durch ein umgekehrtes Fernrohr: verschwommen, ohne dokumentarische Konturen.

Gegenwärtig sind mir die Wochenschaubilder von der jubelnden Menschenmenge, die Zeitungsberichte vom enthusiastischen Empfang des Führers in Wien und die selteneren englischen Pressestimmen, die von „brutalem Überfall, Okkupation und Vergewaltigung Österreichs“ sprachen. Das englische Österreichbild war im Zerrspiegel widersprechender Schilderungen diffus. Manche Engländer hauchten Sympathie und Verständnis für den Verlust unseres Vaterlandes, andere sahen uns eher mißtrauisch an.

Im Zeichen der damaligen patriotischen Welle hatte ich bis dahin, wie auch so viele andere Österreicher, stolz ein Abzeichen mit „Austriacus sum“, in goldenen Buchstaben rund um das Staatswappen, im Knopfloch getragen und war aktiv an allen Aktionen zur Förderung des englischen Interesses im Kampf um ein freies Österreich beteiligt. Ich war kreuz und

quer im Inselreich herumgereist und hielt mehr als hundert Vorträge über „Austria Today“ — meist unter der Ägide der League of Nations Union (Völkerbundliga) — an Hochschulen, in Rotaryklubs usw. In den Lokalzeitungen erschienen spaltenlange Referate. Es gab reges Interesse für Österreichs Existenzkampf, man diskutierte eifrig die möglichen Alternativen zur großdeutschen Idee, wie die einer Föderation mit Mussolinis Italien oder die Restauration der Habsburger-Monarchie. Freilich sprach man auch von einer „Identitätskrise“ der österreichischen Republik, die in den knapp zwanzig Jahren seit ihrer Gründung so oft ihren inneren politischen Charakter geändert und sich scheinbar mit einer, zumindest temporären, Semidiktatur abgefunden hatte. Heimwehr und Vaterländische Front betrachtete man als eher verzeihliche Übel im Vergleich zum drohenden Nationalsozialismus.

1929 kam ich zum ersten Mal nach London und zwei Jahre später etablierte ich mich als Korrespondent. Einige Jahre war ich dort der einzige österreichische Journalist und schrieb sowohl für die *Neue Freie Presse* wie auch für das *Neue Wiener Tagblatt* und das *Neue Wiener Journal*, teils unter meinem Namen, teils unter verschiedenen Pseudonymen.

Meine journalistische Laufbahn begann im April 1926, schon ein paar Monate vor meiner Reifeprüfung in der Hietzinger Goethe-Realschule, mit dem Artikel „Wie weit will und wie weit soll die Jugend frei sein?“ in der Monatszeitschrift *Die Frau und Mutter* und einer Reihe von „Begegnungen mit bedeutenden Frauen“, Interviews mit Dr. Eugenie Schwarzwald, Regine Ullmann, Maria Montessori, Hansi Niese, Lotte Medelsky u. a. m. Ich wollte wissen, wie berufstätige Frauen ihre Arbeit mit Haushalts- und Mutterpflichten vereinen konnten. Mein Debut in der Tagespresse waren Gespräche mit dem italienischen Sänger Mattia Battistini und dem französischen Autor Claude Farrère in der *Neuen Freien Presse*. Meine Feuertaufe als Reporter erhielt ich im Frühjahr 1927 bei den Zusammenstößen zwischen sozialistischen und deutschvölkischen Studenten in den Wiener Hochschulen.

Journalisten hatten damals einen schlechten Ruf. Die Konkurrenz war enorm. Viele Leute, die in anderen Berufen Schiffbruch erlitten hatten, versuchten sich als Zeitungsschreiber, bankrotte Bankiers mauserten sich dank ihrer Beziehungen zu den Zeitungsbaronen als Redakteure. Man brauchte ja keine besondere Ausbildung. Ellbogentechnik war entscheidend.

Ich war einer der vielen freien Journalisten, die mit ihren meist nur handgeschriebenen Manuskripten von Redaktion zu Redaktion hauierten. Mit dem

Zeilenschinden kam man auf keinen grünen Zweig. Auslandsberichte waren sehr gefragt und wurden gut honoriert. Ich reiste in Europa herum, dritter (in Deutschland auch vierter) Klasse oder als Freipassagier der damals sehr publizitätshungrigen Lufthansa und KLM. Man flog einige hundert Meter über der Landschaft und wenn man luftkrank wurde, warf man die Papierbeutel einfach aus dem Fenster.

In meiner Wiener Lehrzeit hatte ich mich auf Interviews spezialisiert, traf die meisten heimischen und ausländischen Prominenten, begründete enge persönliche Kontakte mit Franz Werfel, Arthur Schnitzler, Oskar Kokoschka, Franz Lehar, Emmerich Kalman, Leo Slezak, Richard Tauber und vielen anderen.

Viele von ihnen trafen sich nach 1933 auf dem Weg in die Emigration im "Vienna House", meinem kleinen Häuschen in North Ealing. An Samstagabenden hatten wir offenes Haus. Im Gästebuch sind freundliche Widmungen von Stefan Zweig, Bruno Frank, Richard Tauber, Marlene Dietrich, Elisabeth Bergner, Lilli Palmer und auch von Politikern wie Karl Buresch, der im Sommer 1933 als Finanzminister in London über eine englische Anleihe verhandelte und nach seinem offiziellen Besuch zu einem gemütlichen Gulasch, ganz schlicht mit der Untergrundbahn, zu uns kam. Kurz darauf dankte auch Nationalbankpräsident Dr. Kienböck „zur Erinnerung an einen sehr schön verbrachten Abend im Vienna House“. Ein Jahr später waren meine Frau und ich Gäste der Bundesregierung in Wien, man gab ein Essen für uns im Hotel Imperial und abends saßen wir in der Regierungsloge in der Staatsoper.

Die österreichische Gesandtschaft in London war damals nur spärlich besetzt. Ehe das Personal mit einem Presseattaché ergänzt wurde, wandte sich der Gesandte Baron Franckenstein in Pressesachen oft an mich und wir waren auch bei intimeren Veranstaltungen eingeladen, wenn Mitglieder des Königshauses und prominente Gäste wie ex-König Georg von Griechenland, Königin Sirikit von Siam u. a. m. zugegen waren.

In den Dreißigerjahren erschienen an die zehntausend meiner Berichte in österreichischen Zeitungen. Alle, auch wenn sie nicht ganz in die Redaktionspolitik paßten, ohne redaktionelle Veränderungen. Freilich muß ich eingestehen, daß meine Berichte oft mit dem damals in den bürgerlichen Zeitungen vorherrschenden „anti-bolschewistischen“ Trend übereinstimmten und vor allem Englands Sympathien für den Existenzkampf Österreichs widerspiegeln.

Im Laufe meiner Korrespondententätigkeit hatte ich auch rege Kontakte mit englischen Journalisten, die ich gelegentlich mit "news" aus Österreich und

Anekdoten über bekannte österreichische Besucher versorgte. Das waren nur kleine Notizen, die nicht viel einbrachten und anonym in den "gossip columns" erschienen. Mit dem Anschluß verschwand plötzlich der wesentlichste Teil meines Einkommens. Ich mußte wieder von vorn anfangen, wie alle Exilanten. Aber ich konnte ja Englisch und hatte viele englische Freunde.

Schon bei meinem ersten Besuch in London hatte ich George Bernard Shaw kennengelernt, der mir allmählich zu einem väterlichen Freund wurde. Als ich ihm im März 1938 mein Leid klagte, war er 82 Jahre alt und im Zenit seines Ruhms. Mir fünfzig Pfund zu leihen, um mir über die ersten Monate hinwegzuhelfen, weigerte er sich. Aber er gab mir ein "Exclusive to Mr. E. M. Salzer" signiertes Interview, das mir die Türen der Zeitungshäuser in der Fleet Street öffnen sollte. Als ich einige Monate später, nach dem Erwerb der britischen Staatsbürgerschaft, meinen Namen anglisieren wollte, schrieb er mir: "You should prefer Salzer to Salter; it is less common." Er meinte, es gäbe zehn Seiten Salters im Londoner Telefonkatalog, aber nur einen Salzer. Auf jeden Fall würde ich ja ein "ex-alien", ein ehemaliger Ausländer, verbleiben.

Er hatte recht behalten. Nach Kriegsausbruch galt ich, ungeachtet des neuen britischen Passes, als "ex-enemy alien". Wenngleich als "ex-Austrian" etwas wohlwollender behandelt als ein "ex-German".

Das Shaw-Interview erwies sich tatsächlich als „Sesam öffne Dich“ in der Londoner Zeitungsstraße. Ich wurde regelmäßiger Mitarbeiter des *Daily Express*, des *Evening Standard* und anderer Zeitungen, schließlich im Sommer 1939 Korrespondent des *Daily Sketch* in Paris. Nach dem deutschen Vormarsch in Frankreich mußte ich nach London zurückkehren, arbeitete einige Monate in der Auslandsredaktion des *Daily Sketch* und meldete mich im Herbst 1940 als Freiwilliger bei der Royal Air Force. Als "clerk special duties" sollte ich im Intelligence Service arbeiten. Als "ex-enemy alien" wurde ich allerdings, nach nur ein paar Wochen im Hauptquartier des Geheimdienstes, nach Schottland versetzt und mit "general duties" betraut. „Sie sind Journalist. Nun, da können Sie ja Stenographie und Maschinschreiben“, erklärte man. Anderthalb Jahre lang arbeitete ich als Schreiber in Büros auf verschiedenen Flugplätzen. 1942 erinnerte man sich meiner journalistischen Erfahrungen und ich wurde Public Relations Officer. Ich machte dann als offizieller Kriegsberichterstatter die Feldzüge in Nordafrika und Italien mit und berichtete über die Partisanentätigkeit in Jugoslawien. Im Juli 1944 kam ich, inzwischen "squadron leader" (Fliegermajor), an die Burmafront gegen Japan und sechs

Monate später — verwundet — wieder nach England zurück*.

Im Frühjahr 1945 berichtete ich aus Belgien und Deutschland, kam am 4. Mai an der Spitze einer Gruppe von englischen, französischen und amerikanischen Kriegskorrespondenten nach Dänemark und wurde dort als erster alliierter Offizier vom damaligen Kronprinz Frederik und seiner Familie im Königsschloß empfangen.

Kurz nach Kriegsende lehnte ich ein Angebot des Alliierten Oberkommandos in Österreich, an der Reorganisation der österreichischen Presse in leitender Position teilzunehmen, ab. Ich hatte vier Jahre lang als Journalist in Uniform am Befreiungskampf gegen die Achsenmächte teilgenommen, stand an den Fronten meinen einstigen Schulkameraden gegenüber, glücklicherweise ohne einen Schuß abfeuern zu müssen. Auch als bewaffneter Offizier war ich Journalist verblieben. Von den sieben Brüdern meines Vaters und den sieben Schwestern meiner Mutter überlebten nur diese und zwei Tanten, ein Onkel, meine Schwester und neun Vettern und Kusinen, die sich ins Ausland retten konnten. Der bloße Gedanke, nun als uniformierter „Sieger“ nach Wien zurückzukehren und zudem Pressepolitik zu betreiben, widerstrebte mir.

Nach meiner Entlassung aus der Royal Air Force im November 1945 wurde ich Europa-Korrespondent des *Toronto Star*. Mein erster Auftrag war die Berichterstattung über den Kriegsverbrecherprozeß in Nürnberg.

*

Unter der Rubrik „Oesterreicher im Ausland“ erschien im Exilblatt *Donau-Echo* (Toronto), 4. Jg., Nr. 2, Dezember 1944, folgende Notiz:

Karriere:

Das Neue Wiener Journal hatte einen brillianten Londoner Korrespondenten: Egon M. Salzer. Nach der Besetzung unserer Heimat wurde Salzer Engländer und Mitarbeiter einer grossen Londoner Zeitung. Dann gab es eine Zeit wo man nichts von ihm hörte. Aber das ist nun wieder anders geworden: vor kurzem veröffentlichte der „Daily Telegraph“ einen fesselnden Artikel, verfasst von Squadronleader E. M. Salzer. In dem wahrhaft fesselnden Bericht schildert Salzer seine Tätigkeit in Jugoslawien.

Bei gelegentlichen Besuchen in Wien traf ich meine Schulkollegen (bei der 50. Maturafeier) und meinen einstigen Zeitungskollegen Milan Dubrovic, mit dem ich in meinen Lehrjahren 1926—31 so oft zusammengearbeitet hatte.

Ein Zufall brachte mich auf meinen Reisen im Sommer 1947 nach Schweden. Plötzlich befand ich mich in einer Oase am Rande des Elends in den rauchgeschwärzten Ruinen der kriegsverheerten Länder. In der Schweiz schien die Zeit stillgestanden zu sein. In Skandinavien vollzog sich eine damals wahrhaft vorbildliche Revolution. Der in jener Zeit von den Visionen einer ausgeglichenen Wohlstandsgesellschaft getragene fortschrittliche Geist im Norden faszinierte mich. *Time-Life Magazines* in New York suchten gerade einen Mitarbeiter in Skandinavien. Ebenso der Londoner *Observer* und der *Manchester Guardian*.

1950 begann ich wieder in meiner Muttersprache zu schreiben, wurde Korrespondent der Züricher *Weltwoche* und der *Neuen Zeitung* im amerikanischen Sektor Deutschlands. 1954 übernahm ich die Berichterstattung für *Die Welt* in Hamburg und eine Reihe anderer deutscher Zeitungen und mehrerer Rundfunkanstalten. 1968 wechselte ich zum Hamburger Wochenblatt *Die Zeit* über und machte eine Reihe von Reportagen für das deutsche Fernsehen. In diesem Jahr begann auch meine Mitarbeit für *Die Presse* in Wien: nach dreißig Jahren wieder ein Bindeglied mit der einstigen Heimat.

Ein Jahr verbrachte ich in Mexiko und Jamaika und ein Jahr lang reiste ich in den USA als Gastvortragender an 23 Universitäten zum Thema „To be a Foreign Correspondent“ und „Sweden, myth and reality“.

Vor einigen Jahren, nach einer schweren Krebsoperation, mußte ich die Tagesjournalistik aufgeben, seither beschränke ich mich, nach 60jähriger Reportertätigkeit auf gelegentliche „features“ für Zeitschriften. Außerdem schrieb ich den Text für einen „Skandinavien“-Bildband und — als ein Liebhaber der skandinavischen Küche — ein Kochbuch (*Smörgåsbord*). Soeben schrieb ich zum dreizehnten Mal die *Kleine Geschichte der Zuerkennung des Nobelpreises für Literatur* im unter der Schirmherrschaft der Nobelstiftung stehenden Zyklus *Nobelpreis für Literatur*. Und jongliere in meiner schwedischen Wahlheimat weiterhin Tag für Tag mit drei Sprachen: Schwedisch, Deutsch und Englisch — und habe es schwer mit allen drei. Die Sorge aller Exilanten.

* * *

RUDOLF HOLZER

Österreichischer Exiljournalismus in Skandinavien 1938—1945

Nach Dänemark habe ich Schweden aufgesucht. Das ist ein Land, wo die Liebe zum Menschen stark entwickelt ist und auch die Liebe zum Beruf in einer höheren Bedeutung. Der interessanteste Fall von Liebe zum Beruf ist dort bei einem Menschen vorgekommen, der kein Schwede war. Das macht aber nichts für die Theorie, denn seine Liebe zum Beruf ist grad in Schweden besonders ausgebildet und auf die Probe gestellt worden.

(Bertold Brecht, *Flüchtlingsgespräche*)

Einleitung

Exiljournalismus in Skandinavien heißt zwangsläufig in erster Linie: Aufenthalt und Tätigkeit bzw. verordnete Untätigkeit in Schweden; zumindest ab 1940, als nach der Besetzung Dänemarks und weiter Teile Norwegens durch die deutsche Wehrmacht diese beiden Länder aufgehört hatten, als unabhängige, schutzgewährende Staaten zu existieren. Daher findet sich in dieser kurzen Skizze über die österreichischen Exilantinnen und Exilanten des Journalismus fast ausschließlich eine Beobachtung der Situation in Schweden.

Daß es nicht mehr als eine Skizze sein kann, liegt in dem Umstand begründet, daß sie quasi nur eine Art Nebenprodukt einer allgemeinen Beschäftigung mit jener Epoche im Rahmen der Vorarbeiten für eine Fernsehproduktion darstellt. Die wesentlichsten Grundlagen im empirischen Bereich bildeten hierbei das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration*¹, die Arbeiten von Helmut Müssener² zum deutschsprachigen Exil in Schweden, sowie die allgemeine Studie zum österreichischen Exiljournalismus von Fritz Hausjell³. So ergab sich für die Analyse ein vorläufiges Sample von 32 Personen, das noch dahingehend differenziert wurde, als zwischen JournalistInnen im engeren Sinn (d. h. in erster Linie jene Personen, die bereits in der Zeit vor ihrer Flucht aus Österreich journalistisch tätig waren) und jenen Frauen und Männern, die erst im Exilland begonnen haben, sich journalistisch zu betätigen, unterschieden wurde.

Zum methodischen Vorgehen

Die obige Unterscheidung wirft natürlich bereits eine methodologisch sehr entscheidende Frage auf: Wer kommt für eine Analyse des österreichi-

schen Exiljournalismus in Skandinavien überhaupt in Betracht? Vor allem folgende Kriterien wären zu überprüfen:

- Wie definiere ich den Begriff „Österreich“?
- Inwieweit beziehe ich Personen, die nur im Rahmen von Zeitschriften bestimmter Interessensverbände eine journalistische Tätigkeit mehr oder weniger nebenberuflich ausübten, in meine Analyse ein?
- Beschränke ich die zu betrachtende Gruppe von Menschen auf jene, die im angegebenen Zeitraum in Skandinavien als JournalistInnen tätig waren (was ExilantInnen, die davor und danach ihren Beruf dort ausübten, ausschließen würde)?

Was den ersten Punkt betrifft, so erschien es zweckmäßig weitestgehend dem difinitorischen Rahmen zu folgen, den F. Hausjell in seiner Studie⁴ setzte; also in erster Linie jene JournalistInnen zu berücksichtigen, die zwischen 1918 und 1938 in Österreich tätig waren, zumindest was den inneren Kern des Samples, die „JournalistInnen im eigentlichen Sinn“ betrifft. So ist es auch zu verstehen, daß der gebürtige Österreicher und angesehene Journalist Karl Federn nur mehr im erweiterten Kreis der analysierten Personen zu finden ist, da er nach 1918 nur mehr für ausländische Zeitungen — vornehmlich in Deutschland — tätig war. Für die erst im Exil tätig werdenden Frauen und Männer galt die damalige Staatsbürgerschaft als Grundlage.

Der zweite Punkte bedingte die bereits erwähnte Trennung in einen allgemeinen und einen spezifischen Teil der zu untersuchenden Personen.

Hinsichtlich des dritten Kriteriums wurde im wesentlichen ausschließlich der Zeitraum 1938—45 berücksichtigt. Als Ausnahme wurde Egon Michael Salzer, der erst 1947 nach Schweden kam, in den erweiterten Kreis der zu beobachtenden Personen aufgenommen.

Dem engeren Kreis der hier untersuchten Gruppe gehören somit an: jene gebürtigen ÖsterreicherInnen, die vor 1938 in Österreich journalistisch, sei es auch nur nebenberuflich tätig waren. Im weiteren Kreis sind auch jene berücksichtigt, die im Exil erstmals journalistisch oder publizistisch tätig waren.

Die thematischen Schwerpunkte der Untersuchung sind in folgenden Bereichen zu sehen:

- Geschlecht
- Alter
- Politischer Standort
- Exilländer
- Remigration.

Einige Anmerkungen zu Exil und Publizistik in Skandinavien

Eine empirisch orientierte Analyse kann und will naturgemäß nicht in jenem Maße inhaltliche Fragestellungen aufwerfen, die eine längere Beschreibung von Sachverhalten, Problembereichen oder allgemeinen Tendenzen notwendig machen. Einige der wesentlichsten sollen im folgenden nur kurz gestreift werden.

Auch in der skandinavischen Emigration spiegelte sich der Konflikt innerhalb der Arbeiterbewegung zwischen SozialistInnen und KommunistInnen wider, der nur mühsam durch oftmals einseitig betriebene Vereinigungsbemühungen überbrückt wurde. Gerade das Festhalten oder Nichtfesthalten an einem österreichischen Nationsbegriff bot in der internationalen Exilszenarie Anlaß für heftigen Disput zwischen den ExilantInnen. Schweden stellte hierbei insofern einen Sonderfall dar, als die dorthin geflüchteten österreichischen SozialistInnen sehr bald eine Position des klaren Bekenntnisses zu einer österreichischen Nation einnahmen — ganz im Gegensatz zu ihren GenossInnen in anderen Exilländern —, was der kommunistischen Argumentation teilweise den Wind aus den Segeln nahm, da gerade das Fehlen eines solchen Bekenntnisses immer wieder Anlaß für deren scharfe Kritik bot.

Die Exilpublizistik der ÖsterreicherInnen in Schweden konzentrierte sich — sofern nicht ein Einstieg in die lokale schwedische oder in die internationale Presse gefunden wurde — auf die beiden regelmäßig erscheinenden Zeitungen: *Österreichische Information* und *Österreichische Zeitung*.

War erstere mehr oder weniger eindeutig als Organ der österreichischen SozialistInnen in Schweden gekennzeichnet, so war die *Österreichische Zeitung* ihrem Eigenverständnis nach ein Forum für alle ÖsterreicherInnen, einschließlich bürgerlicher Kreise. Trotz der Beteiligung letztgenannter Gruppen war sie jedoch de facto — bei Betrachtung der vermittelten Inhalte und Zielsetzungen — ein der kommunistischen Partei mehr als nahestehendes Blatt. Zu beiden Zeitungen gibt es erste bibliographische Arbeiten, und zwar zur *Österreichischen Information* von Kerstin Aslund⁵ und zur *Österreichischen Zeitung* von Gerdhartmut Fiebig⁶. Beiden ist jedoch das relativ frühe Entstehungsdatum sowie der Charakter einer rein bibliographischen Arbeit über weite Strecken anzumerken.

Die österreichischen JournalistInnen waren mit ihren Problemen voll integriert in die allgemeine Gemeinschaft der ExilantInnen, d. h. sie waren von behördlichen Maßnahmen betroffen, mit den jeweiligen Stimmungen der Bevölkerung konfrontiert,

was gerade in Hinblick auf die Möglichkeit, in ihrem Beruf arbeiten zu können, Auswirkungen zeigte. Gerade die KollegInnen einiger schwedischer Zeitungen betätigten sich eifrig im Schüren einer flüchtlingsfeindlichen Stimmung, was bei retrospektiven Betrachtungen der damaligen Sachlage zu meist unberücksichtigt bleibt. Helmut Müssener hat hier mit seinem Referat im Rahmen des Symposiums „Vertriebene Vernunft“⁷ notwendige Korrekturen gesetzt.

Ergebnisse der Analyse

Ein allgemeiner Überblick mit den spezifischen Daten zu den einzelnen Personen befindet sich am Ende der Betrachtungen. Im folgenden sollen einige Aspekte im Detail erläutert werden. Der engere Kreis der zu Beobachtenden setzt sich aus 20, das gesamte Sample — wie bereits erwähnt — aus 32 ExilantInnen zusammen.

Geschlecht

Von den 32 erfaßten Personen sind 3 Frauen, was einem Prozentsatz von nicht ganz 10 % entspricht; ein Frauenanteil, der etwas über der gesamten österreichischen Emigration (mit etwa 8 %) liegt. Sie liegt damit auch über dem Anteil der Frauen in dieser Berufssparte in Österreich in den 20er und 30er Jahren (3 bis 5 %).

Alter

Über die Mobilität und damit verbunden die Möglichkeit, ein Exilland aufzusuchen, entschied nicht zuletzt auch das Alter der Betroffenen. Ganz junge (aufgrund fehlender materieller Grundlagen oder mangelnder Kontakte) und ganz alte JournalistInnen taten sich hierbei ungleich schwerer als ihre KollegInnen, die sich in den sogenannten „besten Jahren“ befanden.

Tabelle 1

Alter der ExiljournalistInnen zu Beginn der Emigration

Alter bei Beginn (in Jahren)	engerer Kreis		weiterer Kreis	
	Anzahl	in %	Anzahl	in %
20—29	10	31,3	5	25
30—39	7	21,9	5	25
40—49	6	18,8	5	25
50—59	3	9,4	3	15
60—69	4	12,5	1	5
70 und älter	0	0	0	0
unbekannt	2	6,3	1	5
Summe	32	100	20	100

Vergleicht man/frau obige Zahlen mit jenen allgemeiner Untersuchungen zur journalistischen

Emigration⁸, so zeigt sich deutlich, daß der Anteil jüngerer JournalistInnen, die nach Skandinavien flohen, wesentlich über dem allgemeinen Durchschnitt liegt; und dies angesichts einer relativen Überalterung des Wiener Journalismus, der ja den Großteil der österreichischen JournalistInnen stellte. Insofern wäre interessant zu analysieren, inwieweit Skandinavien generell eher für jüngere ExilantInnen Anreize bot bzw. aufgrund der Reisestrapazen etc. auf ältere Personen eher abschreckend wirkte.

Politischer Standort

Einen großen Prozentsatz nehmen natürlich auch im skandinavischen Exil jene JournalistInnen ein, die der sozialistischen oder der kommunistischen Partei zugehörig zu rechnen sind. Einige von diesen mußten bereits 1934 die Flucht ins Exil antreten.

Tabelle 2

Politischer Standort der ExiljournalistInnen in Skandinavien

Politischer Standort	engerer Kreis		weiterer Kreis	
	Anzahl	in %	Anzahl	in %
Sozialdemokratisch	10	31,3	8	40
Kommunistisch	5	15,6	3	15
Lenin-Bund	1	3,1		5
Konservativ/Bürgerlich	8	25,0	4	20
Liberal/Bürgerlich	3	9,4	1	5
ungeklärt	5	15,6	3	15
Summe	32	100,0	20	100

Auch hier zeigen sich gewisse Abweichungen gegenüber den bisherigen allgemeinen Untersuchungen⁹. Skandinavien — und hier vor allem Schweden — bot aufgrund seiner bürgerlich-liberalen Tradition durchaus verstärkt Anreize für ExilantInnen aus diesem politischen Lager, vor allem in der ersten Zeit des Exils.

Exilländer

Während Norwegen und Dänemark schon aufgrund ihrer spezifischen Situation nur als klassische Durchgangsländer anzusehen sind, bedeutete Schweden für viele ExilantInnen durchaus das — vorläufige — Ende ihrer Odyssee.

Es zeigt sich, daß die Bedingungen, welche die ExilantInnen in Schweden vorfanden, solche waren, die ein Verbleiben und Überleben in menschenwürdigen Zuständen ermöglichte. Schweden ist so eines der klassischen Zielländer der deutschsprachigen Emigration von 1933 bis 1945 geworden.

Tabelle 3

Die Exilwege der JournalistInnen

Staat	1. Exilland		2. EL		3. EL	4. EL
Schweden	22	14	7	3	3	3
Norwegen	3	0	2	2	—	—
Dänemark	3	2	—	—	—	—
Großbritannien	—	—	3	1	—	—
USA	—	—	3	3	—	1
Tschechoslowakei	2	2	1	1	—	—
UdSSR	2	2	—	—	1	1

Tabelle 4

Zielländer der exilierten JournalistInnen

Zielland	engerer Kreis		weiterer Kreis	
	Anzahl	in %	Anzahl	in %
Schweden	24	75,0	14	70
Norwegen	0	0,0	0	0
Dänemark	0	0,0	0	0
Großbritannien	3	9,4	1	5
USA	4	12,5	4	20
Tschechoslowakei	0	0,0	0	0
UdSSR	1	3,1	1	5
Summe	32	100,0	20	100

Remigration und Rückkehr

JournalistInnen zählen allgemein zu jenen Berufsgruppen, die eine überdurchschnittlich hohe Quote an RemigrantInnen stellen¹⁰. Eine Tatsache, die unter anderem dadurch bedingt ist, daß es in ihren Reihen vergleichsweise viele ParteifunktionärInnen gab. Was die Relation zwischen RemigrantInnen und Nicht-RückkehrerInnen betrifft, so ist zu berücksichtigen, daß etwa im *Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933* und anderen Quellenwerken RemigrantInnen stärker erfaßt wurden als im Exil Verbleibende.

Tabelle 5

Remigration und Nichtrückkehr

Zeitpunkt	engerer Kreis		weiterer Kreis	
	Anzahl	in %	Anzahl	in %
Rückkehr 1945	2	6,3	2	10
Rückkehr 1946	6	18,8	1	10
Rückkehr 1947	5	3,1	1	5
Rückkehr später	4	12,5	3	15
keine Rückkehr	19	59,4	12	60
Summe	32	100,0	20	100

Im Vergleich zu anderen Ländern ergibt sich für Schweden ein doch relativ atypisches Bild. In kaum einem anderen Land (vielleicht mit Ausnahme der USA) ist die Quote jener, die nicht zurückkehr-

ten, so hoch; noch dazu unter Bedachtnahme der bereits erwähnten Tatsache, daß JournalistInnen aus den unterschiedlichsten Gründen an sich remigrationsfreudiger waren. Eine der Ursachen hierfür liegt sicherlich in den Arbeits- und Lebensbedingungen der ExilantInnen in Schweden, die eine Integration in die schwedische Gesellschaft möglich machten.

Interessant ist auch ein Vergleich der politischen Lager hinsichtlich der Remigration ihrer RepräsentantInnen. Vor allem die Kommunistische Partei dürfte Wert darauf gelegt haben, ihr geschultes Kaderpersonal so rasch wie möglich wieder nach Österreich zurückkehren zu lassen. Ähnliches läßt sich von der Sozialistischen Partei sagen, wenngleich die Rückkehrquote bei dieser nur noch 40 % beträgt. Die JournalistInnen aus dem bürgerlichen Lager hingegen bleiben fast ausschließlich im Exil-land.

Tabelle 6

*Rückkehrquoten
der einzelnen politischen Lager*

Politischer Standort	Anzahl	in %	Zeitpunkt
Sozialdemokratisch	4 (von 10)	40	2 × 1946, 2 × 1950
Kommunistisch	5 (von 5)	100	3 × 1945, 2 × 1946
Lenin-Bund	0 (von 1)	0	—
Konservativ/Bürgerlich	2 (von 8)	25	1 × 1946, 1 × 1962
Liberal/Bürgerlich	0 (von 3)	0	—
Ungeklärt	2 (von 5)	40	1 × 1947, 1 × 1954
Summe	13 (von 32)	40,6	

Schlußbetrachtung

Bewußt werden bei der vorliegenden Untersuchung Klassifikationskriterien wie Konfession oder „rassische Zugehörigkeit“ nicht verwendet, da sie meiner Ansicht nach eine Übernahme — nicht nur einstmals — gängiger Bestimmungsmuster bedeuten würden. Die Unterscheidung zwischen sogenannten rassisch und politisch Verfolgten verliert ohnehin an Aussagekraft angesichts der realen Greuel und der Not der Betroffenen. Inwieweit die Situation österreichischer JournalistInnen in Schweden übertragbar ist auf jene der deutschsprachigen Emigration in Skandinavien allgemein, erfordert umfangreichere Untersuchungen und bleibt daher — was die Klärung dieser Frage betrifft — anderen Arbeiten vorbehalten. Dennoch dürften auch in der vorliegenden Studie Aspekte enthalten und Tendenzen aufgezeigt worden sein, die wahrscheinlich allgemeingültigen Charakter besitzen. In diesem Zusammenhang sei auch nochmals auf den Beitrag von

Helmut Müssener anläßlich des Symposiums „Vertriebene Vernunft“ verwiesen¹¹.

Schweden als Sonderfall — aufgrund des Neutralitätsstatus oder der traditionell guten Beziehungen zwischen sozialistischen und kommunistischen Parteien beider Länder — aber auch als Modell einer mehr oder weniger menschengerechten Lösung des Flüchtlingsproblems ist für die österreichische Emigrationsforschung von zentraler Bedeutung und sollte einen dementsprechenden Platz darin einnehmen.

¹ Werner Röder, Herbert A. Strauss (Hrsg.): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*. München, New York, London, Paris 1980.

² Helmut Müssener: *Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration nach 1933*. München 1974.

³ Fritz Hausjell: *Österreichische Journalisten und Publizisten im Exil (1933/34 bis 1945). Eine Fallstudie*. In: Friedrich Stadler (Hrsg.): *Vertriebene Vernunft I*. Wien 1987, 304—342.

⁴ Hausjell, a. a. O., 309.

⁵ Kerstin Aslund: *Bibliographische Arbeit über die Österreichische Information*. Stockholm 1973.

⁶ Gerdhartmut Fiebig: *Bibliographische Arbeit über die Österreichische Zeitung*. Stockholm 1970.

⁷ Helmut Müssener: *Österreichische Wissenschaftler im schwedischen Exil*. Unveröffentlichtes Manuskript. Stockholm 1987.

⁸ Vgl. Hausjell, a. a. O., 311.

⁹ Vgl. ebd., 315 f.

¹⁰ Vgl. ebd., 325 f.

¹¹ Müssener (1987), a. a. O.

Anhang: (siehe Seite 26)

*Österreichische JournalistInnen
im skandinavischen Exil*

Name	Gruppe	Lebensdaten	♀/♂	Exilländer		Exilländer		Rückkehr	Politische Zugehörigkeit
				Skand.	Jahr	andere	Jahr		
Benedikt Ernst	EK	1882—?	♂	S	1939	—	—	1962	Kons./Bgl.
Benkovich Stefan	EK	1903—?	♂	S	1938	—	—	1946	Kommunist
Berg Ludwig	WK	?—?	♂	N S	1938 1940	—	—	1946	Kommunist
Bittner Karl	EK	1896—?	♂	S	1940	—	—	—	Kons./Bgl.
Brandeker Willi	WK	1912—?	♂	S	1938	—	—	1946	Kommunist
Braun Robert	EK	1896—1972	♂	S	1938	—	—	—	Kons./Bgl.
Bretter Gusti	WK	1896—1946	♀	S	1938	—	—	—	Ungeklärt
Brukner Edith	WK	1908—?	♀	N S	1939 1942	—	—	1954	Ungeklärt
Federn Karl	WK	1868—1943	♂	DK	1933	GB	1938	—	Kons./Bgl.
Feldmann Maurice	EK	1909—1976	♂	S	1938	USA	1939	—	Kons./Bgl.
Frisch Justinian	EK	1879—1949	♂	S	1940	GB	1940	—	Liberal/Bgl.
Heydenau Friedrich	EK	1886—1960	♂	S	1939	USA	1940	1947	Ungeklärt
Hildebrandt Carl	EK	1910—?	♂	S	1938	—	—	—	Sozialist
Holowatyj Rudolf	EK	1905—1951	♂	DK, N S	1937 1940	—	—	1946	Sozialist
Koessler Roland	EK	?—?	♂	S	?	—	—	—	Sozialist
Kreisky Bruno	EK	1911—	♂	S	1938	—	—	1950	Sozialist
Mändl Hans	WK	1898—?	♂	S	1938	—	—	—	Kons./Bgl.
Meth Jakob	EK	1885—?	♂	S	1938	—	—	—	Sozialist
Neumann Adolf	WK	1878—1953	♂	N S	1939 1942	—	—	—	Liberal/Bgl.
Patera Paul	WK	1917—?	♂	S	1938	—	—	—	Liberal/Bgl.
Philipp Rudolph	EK	1895—?	♂	S	1937	CSR	1933	—	Ungeklärt
Pontesegger Karl	WK	1915—?	♂	S	1943	—	—	1946	Kons./Bgl.
Reitbauer Alois	WK	1915—	♂	S	1939	—	—	1946	Sozialist
Rona Georg	EK	1909—?	♂	DK S	1938 1943	—	—	—	Sozialist
Rosner Jakob	EK	1890—1970	♂	S	1939	SU	1934 1943	1945	Kommunist
Salzer Egon M.	WK	1908—	♂	S	1947	GB	1938	—	Kons./Bgl.
Schleifer Friedrich	WK	1879—1958	♂	S	1939	—	—	—	Sozialist
Singer Kurt	EK	1911—?	♂	S	1934	USA	1940	—	Lenin-Bund
Stempel Maxim	EK	1898—1972	♂	S	1937	—	—	—	Ungeklärt
Stridsberg Gusti	EK	1892—?	♀	S	1938	—	—	—	Sozialistin
Vaupotic Willy	EK	1909—?	♂	S	1939	SU CSR	1934 1938	1945	Kommunist
Winkler Ernst	EK	1899—1976	♂	N S	1938 1940	CSR USA	1934 1941	1950	Sozialist

EK = Engerer Kreis (Journalisten im engeren Sinn) WK = Weiterer Kreis

IRENE ETZERSDORFER

„Vorwärts zur Deutschen Freiheit“ Ideologische Entwicklungen des österreichischen Sozialismus in Untergrund und Exil

Unter dem Titel „Neue Aufgaben“ beschrieb im Pariser Exil 1938 eine Gruppe exilierter österreichischer Sozialisten ihre zukünftige Perspektive in ihrem theoretischen Organ *Der Sozialistische Kampf*:

„Unsere Zeitschrift wird dem österreichischen Sozialismus dienen, indem sie ihren Beitrag zu leisten sucht zur *geistigen, politischen und organisatorischen Erneuerung des gesamtdeutschen Sozialismus*. (...) Bestimmt, an den Lösungen dieser großen Aufgabe mitzuarbeiten, wendet sich der *„Sozialistische Kampf“* an die *Gesamtheit der deutschen Sozialisten*.“¹

Nach den „erschütternden“ Erlebnissen der Okkupation Österreichs im März 1938 ringe der internationale Sozialismus um „neue Erkenntnisse und Perspektiven“. Diese, so die Herausgeber, ließen sich unter der Parole „Vorwärts zur Deutschen Freiheit“ zusammenfassen. Wem angesichts dieser Formulierung Assoziationen zu den Forderungen des Revolutionsjahres 1848 einfallen, dem ergeht es ähnlich wie der Autorin dieses Artikels. Doch es wurde das Jahr 1938 geschrieben. So unterschiedliche Vorstellungen von diesem „Ringem“ auch existieren mochten, so klar umrissen war von Anfang an das Fernziel dieser „neuen Aufgaben“: aus der „Neuorientierung des internationalen Sozialismus“² sollte in einem Nachkriegsdeutschland — über dessen territoriale Grenzen noch zu sprechen sein werde — eine neue deutsche sozialistische Partei hervorgehen, in der auch die Erben des ehemaligen österreichischen Sozialismus integriert werden sollten.

Es ist eine weitverbreitete Eigenschaft des politischen Exils, neue Organisationsstrukturen zu suchen und zahlreiche theoretische und organisatorische Debatten daran zu knüpfen. Karl Marx und Friedrich Engels, obzwar selbst Exilierte, fanden ausschließlich verächtliche Worte über den politischen Betätigungsdrang deutscher politischer Gruppierungen im Exil:

„Je mehr dieser Menschenkehrriecht durch eigene Impotenz wie durch die bestehenden Verhältnisse außerstand gesetzt war, irgend etwas Wirkliches zu tun, desto eifriger mußte jene resultatlose Scheintätigkeit betrieben werden, deren eingebildete Handlungen, eingebildete Parteien, eingebildete Kämpfe und eingebildete Interessen von den Beteiligten so pomphaft ausposaunt worden sind.“³

Marx und Engels gelang tatsächlich eine Neuschaffung, doch es war keine, die aus dem Erbe einer

bereits seit Jahrzehnten etablierten Massenpartei hervorgehen sollte. Im Falle des österreichischen Exils zwischen 1938 und 1945 waren die exilpolitischen Aktivitäten von einem relativ kleinen Aktionsraum, den die meisten Gastländer den politischen Exilanten gewährten, abhängig.

Aufgaben der Exilpublizistik

Waren auch den aktivistischen politischen Betätigungen oft Schranken gesetzt, so dokumentiert eine Fülle publizistischer Äußerungen die Lage der aus Österreich Vertriebenen. Meist fungierten diese Publikationsorgane als Sprachrohr organisierter Restkörper ehemaliger politischer Lager. Eine vielfach rastlose journalistische Tätigkeit ersetzte die ehemals vielgestaltigen aktivistischen Tätigkeiten. Darüber hinaus verbreitete die Existenz eines publizistischen Forums noch immer das Gefühl zu einem großen Leserkreis, wenn nicht gar noch zu den gesinnungstreu gebliebenen „Massen“ zu sprechen. Wer schrieb, konnte „revolutionäre Kritik“ üben und, da sich diese Kritik gleichermaßen gegen den demokratisch-reformistischen Sozialismus als auch gegen den Bolschewismus wenden sollte, sich somit eindeutig über die Gegensätze „erheben“, die den internationalen Sozialismus einstmals gespalten haben⁴. Der sozialistische Journalist, meist mit den Parteitheoretikern ident, sah sich somit mit allerwichtigsten Aufgaben konfrontiert: er wurde zum Träger und Vermittler der geistigen Erneuerung, er hatte unter den veränderten politischen Machtverhältnissen für den Fortbestand der ideellen Werte der sozialistischen Weltanschauung zu sorgen. So wollte es zumindest Otto Bauer, der bis zu seinem frühen Tod am 4. Juli 1938 führender Theoretiker des österreichischen Sozialismus blieb. Auch hier, wie so oft, berief er sich auf Karl Marx, doch Bauers Interpretationen bedeuteten meistens Neuschöpfungen.

Für den Journalisten im Exil ergab sich noch eine weitere, nicht minder wichtige Aufgabe: er mußte sowohl den illegalen Kadern als auch den Exilierten die damalige Situation als vorübergehende Entwicklungsphase, die den Sozialismus bedinge, erklären; jene Argumentation also, die den über die Niederlage der Arbeiterbewegung Enttäuschten und in Apathie Verfallenen, Hoffnung, Zuversicht und Kampfesmut geben sollte. Die drückende Gegenwart des Exils, die für viele einen permanenten physischen und psychischen Überlebenskampf bedeutete, forderte theoretische Überlegungen, die den Blick von einer glorreichen Vergangenheit in eine noch bessere Zukunft zum Inhalt hatten, geradezu heraus.

In einer gewissen, sehr vorsichtig artikulierten Weise wurde der definitive Einmarsch deutscher

Truppen, in dessen Folge Österreich zu einem Bestandteil des Deutschen Reiches erklärt wurde, von der Restorganisation der ehemaligen österreichischen Sozialdemokratie als Erleichterung insofern empfunden, als mit diesem, „von außen“ gesetzten Schritt politische Hoffnungen aufwind erhielten, die schon seit einigen Jahren in der illegalen Bewegung Deutschlands und Österreichs zur Diskussion standen. Die Ablehnung eines antifaschistischen Kampfes, der zur Wiederherstellung eines selbständigen und unabhängigen Österreichs führen sollte, war daher keine „plötzliche Wendung“ unter den österreichischen Sozialisten, sondern eine — in der Theorie — fortgesetzte Entwicklung, deren Wurzeln bereits in den späten 20er Jahren aufzuspüren sind. Aus zahlreichen Oral-History-Interviews geht hervor, daß die theoretischen Debatten des Exils nach 1938 mit ihrer Forderung nach einer „gesamtdeutschen Revolution“ wenig Widerhall unter den inländischen österreichischen Sozialisten hatten.

Die innere Erneuerung

Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Österreichs hatte seit ihren Gründungstagen 1888/89 keinerlei Parteispaltung erlebt. Ideologische Konflikte, die in anderen Ländern längst zu Abspaltungen und Neugründungen sozialistischer Parteien geführt hatten, wurden in Österreich durch eine, vorwiegend mit Sprachhüllen überbrückte Negierung der Unvereinbarkeiten scheinbar gelöst. Der klassische Konflikt der Arbeiterbewegung, jener zwischen „Reform“ und „Revolution“, zwischen „Reformismus“ und „Orthodoxie“ bzw. später zwischen den leninistisch beeinflussten Varianten sozialdemokratischen Denkens, wurde in Österreich schon um die Jahrhundertwende nicht mit jener, die Organisation belastenden Intensität ausgetragen. Austromarxistische Theoretiker fanden zahlreiche Strategien, um diesen scheinbar unüberbrückbaren Gegensatz in den Gedanken und Handlungen der Sozialdemokratie zu verkitten. Im allgemeinen tendierte die Mehrheit der österreichischen Parteiideologen dazu, den Begriff „Revolution“ von seinen jeweiligen aktuellen, handlungsmäßigen Auswirkungen zu trennen. Als „revolutionär“ galt jenes politische Handeln, das sich an einem prinzipiell anderen Gesellschaftszustand orientierte. Wer am Endziel einer „klassenlosen“ Gesellschaft festhielt, durfte sich „revolutionär“ nennen. Vor allem Otto Bauer besaß die beeindruckende Fähigkeit, durch endlose, vorwiegend sprachlich operierende Zergliederungen eine scheinbar unzerstörbare Verknüpfung der Begriffe „Revolution“ und „parlamentarische Mehrheit“ zu finden.

Auch die sozialistischen Jugendkader der illegalen Bewegung unternahmen nach den Bürgerkriegser-

eignissen des Februar 1934 neuerlich den uralten Versuch, eine der prinzipiellen Fragen des Marxismus zu klären. Die exponierten Vertreter der „alten“ Sozialdemokratie waren schon 1934 nach Brünn emigriert. Ihre Tätigkeit dort, als sie ein Auslandsbüro österreichischer Sozialisten (ALÖS) installierten, verstanden sie als die eines „verlängerten Arms“ der „Inlandsbewegung“. Träger, „Erben“ und Verantwortliche für die Parteikontinuität wurden die im österreichischen Untergrund wirkenden, meist altersmäßig jüngeren Gruppierungen der ehemaligen Sozialdemokratischen Partei. In betonter Absetzung und mit bewußter Anspielung auf das von ihnen der „Vätergeneration“ angelastete Fehlverhalten, nannten sie sich „Revolutionäre Sozialisten“. Ihr Verhältnis zu den geschlagenen Vertretern der ehemaligen Parteiführung war ein ambivalentes, führte aber nicht, wie in anderen europäischen Ländern, zum Bruch mit der alten Bewegung. Die ideologischen Differenzen ließen einen solchen nahe erscheinen. In dieser spannungsreichen Situation überraschte Otto Bauer mit einer geradezu eleganten „Lösung“, die eine Spaltung tatsächlich verhindern konnte. Kaum daß er das Brünner Exil erreicht hatte, erarbeitete er eine politische Analyse der Februarkämpfe, mit der es ihm gelang, den isolierten Kampf der ca 10 000 militanten Schutzbündler — der sich in gewisser Weise auch gegen die Parteiführung richtete — zu einem „gemeinsamen“ sozialistischen Abwehrkampf umzudeuten⁵.

Die Historiographie der Arbeiterbewegung behauptet gemeinhin, Otto Bauer hätte im Brünner Exil eine gewaltige „Selbstkorrektur“ an sich und seinen Überzeugungen vorgenommen, hätte „alte Fehler“ eingesehen und aus seinen „neuen Einsichten“ wäre sein Buch *Die illegale Partei* (1939 nach seinem Tod in Paris publiziert) entstanden; jenes Werk, das zur Bibel des linkssozialistischen, deutschsprachigen Exils schlechthin wurde. Schon darin — und diese Arbeit wurde größtenteils vor den Ereignissen des „März 1938“ verfaßt — wird eine ideologische Erneuerung der Arbeiterbewegung gefordert, ein „Neuaufbau auf dem Boden der alten Sozialdemokratie“. Otto Bauer selbst erklärte die alte Partei, deren geistiger Mentor er lange war, für tot und sich selbst zum Initiator des Neubeginns. Plötzlich stand somit, von keinem geringeren als Otto Bauer selbst kreiert, die Idee einer Erneuerung im Raum:

„Die Arbeiterbewegung hat mit dem Siege des Faschismus eine furchtbare Niederlage erlitten. Sie hat eine grausame Enttäuschung erlebt. Daher die Stärke des Gedankens: das Alte ist tot; etwas vom Grunde Neues muß jetzt kommen! Besiegt und zersprengt machen die Arbeitermassen die alte Partei für ihre Niederlage verantwortlich. Daher die Kraft des Willens: wir wollen eine Partei formen, die von den Fehlern und Verirrungen der alten Partei frei sein soll! Ein

neuer Typus von Sozialisten, in der Illegalität in härtesteter Auslese entwickelt, ist Träger der neuen Partei: er fühlt stark seine Verschiedenheit von dem Charakter der alten Parteimitgliedschaft.“⁶

Wir sehen an dieser Stelle deutlich, Bauer fühlte als „Neuerer“ der ersten Stunde. Die Gründe für seinen Wechsel, den er mit der veränderten Zugehörigkeit des Wortes „wir“ ausdrückte, sind zweifellos vielschichtiger Natur gewesen und es sei hier nur cursorisch an die ausführliche Arbeit des amerikanischen Psychoanalytikers und Historikers Peter Löwenberg erinnert, der in so anschaulicher Weise die zu Konflikten unfähige Psychostruktur Otto Bauers analysiert hat⁷. Bauer argumentiert mit dem endgültigen Sieg des Faschismus in Europa, der ihm zu neuen Überlegungen Anlaß gab, und diese Argumente sind leicht verständlich. Doch Bauers Wandlung hatte einen verschwiegene Vordenker.

Er, der scheinbare „Neuerer“, war auf einen bereits abgefahrenen Zug aufgesprungen: einen, der auch bereits durch Österreich raste, damals allerdings als Geisterzug. Max Adler, der 1927 unliebsam gewordene Parteilinke, hatte 1933 in Österreich einen Vortrag zum Thema „Linkssozialismus — Notwendige Betrachtungen über Reformismus und revolutionären Sozialismus“ gehalten, den er im gleichen Jahr in Karlsbad (und nicht in Österreich) publizieren konnte. Er forderte darin die Auswechslung der reformistischen Parteiführung und plädierte — schon damals — für eine notwendige Erneuerung der Partei. Er tat dies noch in sehr vorsichtigen Tönen und auf die Situation in Deutschland bezogen:

„Es darf vom Standpunkt der Linkskritik der Gedanke nicht ausgeschlossen sein, der sich heute, nach dem Versagen beider großer sozialistischer Parteien in Deutschland mehr denn je aufdrängt, daß es vielleicht zur konsequenten Verfolgung des Linkssozialismus gehört, eine Forderung zum Durchbruch zu bringen, *mit allen bisherigen Parteibildungen des Proletariats Schluß zu machen* und einen ganz neuen einheitlichen Aufbau der internationalen, revolutionären Arbeiterbewegung anzustreben.“⁸

Max Adlers Konzeption einer Linkspolitik sollte die Partei nicht spalten, sondern in ihr wachsen. Die Jugendorganisationen wurden — wie so oft — zu den revolutionären Hoffnungsträgern auserkoren.

„Laßt neue Menschen heran, das heißt Menschen, die durch den ihnen in Fleisch und Blut übergegangenen Marxismus nur mehr in den Begriffen einer Umwälzung der alten bürgerlichen Welt leben und wirken können.“⁹

Das von Max Adler geprägte Schlagwort vom „Neuen Menschen“ war ein weitgehend akzeptiertes Ideal im sozialistischen Erziehungsmarathon der Ersten Republik. In der Phase der Illegalität und des Exils nun erfuhr dieses — im weitesten Sinne kantianische — Gedankengut eine neuerliche Verstärkung.

Aus den Niederlagen der Arbeiterklasse in den faschistischen Ländern sollte ein neuer „revolutionärer Sozialismus“ hervorgehen, dessen Träger — in Absenz von legalen Massenorganisationen — ideologisch besonders geschulte Kadergruppen sein sollten. Diese mußten zunächst durch Kritik an der eigenen Vergangenheit, den legalen Massenparteien, die den Sieg des Faschismus nicht zu verhindern vermochten, einerseits und am Bolschewismus andererseits ihre eigene geistige Erneuerung beginnen. Solcherart zu „integralen Sozialisten“ erziehen¹⁰ würden sie alle ihre Energien dazu verwenden, die unter dem Faschismus heranwachsende Jugend für diese neue revolutionär sozialistische Perspektive zu interessieren, um sie dann auf den richtigen Zeitpunkt einer Massenerhebung vorzubereiten.

Die politische Führungsmacht einer solchen illegalen Partei, die entweder im Ausland oder konspirativ im Inland bestehe, wäre demnach beschränkt, ihre Verfassung aber müsse Lenins Forderung eines „demokratischen Sozialismus“ verwirklichen. Diese theoretische Konzeption, weitgehend von Otto Bauer in Anlehnung an gewisse Konzeptionen der deutschen Gruppe „Neu Beginnen“ erarbeitet, sah die Schwächen einer Zentralisierung der Willensbildung, hielt diese Maßnahme jedoch für die Phase der Illegalität am besten geeignet. Nur wenige revolutionäre Sozialisten wagten es vor dem Tod Bauers, sich dem Versuch, sich selbst zum Wegweiser der Zukunft zu stilisieren, zu mißtrauen. Otto Leichter, Oscar Pollak, aber auch Joseph Buttinger suchten vor 1938 den Ausgleich mit ihm, Karl Czernetz, ein ehemaliges Mitglied der linkssozialistischen Gruppe „Funke“, kritisierte den Einfluß des „alten Reformisten“.¹¹

Dennoch blieb Bauer, trotz seiner oftmals umstrittenen Rolle, die zentrale Integrationsfigur der illegalen sozialistischen Bewegung. Erst nach seinem Tod zerfiel die im Frühjahr 1938 in Paris etablierte Auslandsvertretung Österreichischer Sozialisten (AVÖS) in kleine Einzelfraktionen.

Doch noch vor Bauers Tod, nachdem die illegale Bewegung schon 1935 von einer „kurzen Perspektive“ des Kampfes gegen den Faschismus zu einer „langen Perspektive“ übergegangen war, wurde jene definitive Entscheidung getroffen, die die sozialistische Exilpolitik bis 1943 prägen sollte.

Das verschwundene Österreich

Mit der militärischen Besetzung Österreichs durch deutsche Truppen wurde ein einheitliches politisches und ökonomisches Gebilde zwischen Deutschland und Österreich geschaffen. Diese erzwungene „Einheit“, obwohl nicht den sozialistischen Vorstellungen eines „friedlichen Anschlusses“ entsprechend,

führte unter den sozialistischen Exilanten zum Wiederaufleben alter marxistischer Großraumphantasien, die vor allem vor dem Ersten Weltkrieg die sozialistischen Zielvorstellungen dominiert hatten. Aus politisch-taktischen Gründen zeitweise ad acta gelegt, wurden diese Wünsche nie gänzlich aufgegeben und erfuhren nach der Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich eine modifizierte Reaktivierung.

Zweifelloos hatte nach dem Ersten Weltkrieg die plötzliche Existenz eines österreichischen „Reststaates“ eine nicht nur für Sozialisten traumatische Wirkung. Auch konservative Kräfte zogen immer wieder die Möglichkeit eines „Anschlusses“ in Betracht. Karl Renners bekannte Äußerung vom März 1938 löste dennoch Entsetzen und Distanz unter den österreichischen Sozialisten aus. Im *Sozialistischen Kampf* reagierte Bauer in seinem ersten Artikel darauf:

„Wer die Annexion als die Verwirklichung des Anschlusses hinstellt, um den wir einst gekämpft haben, der gerät, mag er es wollen oder nicht, in den Troß Hitlers und zieht damit zwischen sich und dem proletarischen Sozialismus in Österreich einen dicken Trennungsstrich.“¹²

Bauer selbst äußerte sich differenzierter, aber umso deutlicher. Er äußerte den Wunsch, man möge sich zur vollzogenen Okkupation Österreichs „nicht reaktionär, sondern kritisch“ verhalten¹³. Mit einem Zitat Friedrich Engels, das allerdings mißinterpretiert und auf den Kopf gestellt wurde, sollte die Sinnlosigkeit eines nochmaligen Eintretens für einen österreichischen Kleinstaat bewiesen werden.

In diesem, seinem letzten Artikel, der kurz vor seinem Tod erschien, konnte sich Bauer selbst den vermeintlichen wirtschaftlichen Verlockungen eines gemeinsamen Wirtschaftsraumes nicht entziehen. Schon nach einem Jahr, so meinte er, würde die österreichische Wirtschaft schon dermaßen in die deutsche einbezogen sein, daß

„es nicht mehr möglich sein wird, sie aus ihr herauszureißen, ohne in Österreich eine Wirtschaftskatastrophe herbeizuführen, die nicht unähnlich wäre der, die durch die Herausreißung Restösterreichs aus dem alten großen Wirtschaftsgebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie herbeigeführt worden ist.“¹⁴

So übertrug Bauer seine eigene Auffassung von der Nichtlebensfähigkeit Österreichs auf eine fiktive österreichische Allgemeinheit, von der er nicht annahm, daß sie unter diesen Bedingungen jemals wieder für die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Österreichs eintreten könnte, denn diese würde, so Bauer „den Rückfall in furchtbare strukturelle Arbeitslosigkeit, in dauernde Absatzschrumpfung und unabwendbare Pauperisierung bedeuten.“¹⁵

Nicht das erste Mal bewies Bauer hier seine geschickte Fähigkeit, Einschätzungen marxistischer Klassiker, die diese in bestimmten historischen und

ökonomischen Situationen gegeben hatten, auf eine andere historische Periode zu übertragen und auf unterschiedliche soziale sowie ökonomische Verhältnisse anzuwenden.

Der syllogistische Zirkelschluß lautete demnach etwa so: auch wenn Tendenzen im österreichischen Volk zur Wiedererlangung der Unabhängigkeit bestünden, was er nur marginal annahm, könne Österreich nur durch einen Krieg von Deutschland losgerissen werden. Dieser aber würde automatisch die soziale Revolution entfesseln und dann könne man Österreich von einem Deutschland der sozialen Revolution doch nicht mehr losreißen wollen. Die Wiederherstellung Österreichs wurde solcherart zur reaktionären Parole erklärt, revolutionär war, wer auf den Ausbruch der gesamtdeutschen Revolution setzte.

Dieses politische Vermächtnis Bauers blieb der Leitfaden des sozialistischen Exils in Paris, teilweise wurde es später auch in Amerika und England und den anderen Exilländern aufrecht erhalten. Die Schüler Otto Bauers in der AVÖS führten diese These nach dessen Tod und insbesondere nach dem deutsch-russischen Nichtangriffspakt, der die bisher unangezweifelte antifaschistische Kraft der Sowjetunion in Frage stellte, fort und einige erweiterten sie zu Vorstellungen über eine mitteleuropäische bis gesamteuropäische Revolution¹⁶. Aus den eigenen Reihen gab es nur vereinzelt Zweifel an der Tragfähigkeit dieser Behauptungen. Karl Hans Sailer, der Sekretär der Flüchtlingshilfe beim Matteotti-Komitee, und — weit ausführlicher — Otto Leichter zogen die Möglichkeit einer Bestimmung der Alliierten über ein Nachkriegsösterreich im Falle einer Deutschen Niederlage in Betracht¹⁷.

Ihre Stimmen blieben weitgehend ungehört: So bestand die einzige politische Orientierung der österreichischen Sozialisten — neben Aufgaben der Flüchtlingshilfe — in der Erwirkung einer deutschsprachigen „Konzentration“ aller sozialistischen Exilgruppierungen, mit dem Ziel der „geistigen Erneuerung“ des Sozialismus, wie er ab 1933 zuerst vereinzelt, dann von Otto Bauer propagiert wurde. Im Pariser Exil waren vor allem die österreichischen Sozialisten die treibende Kraft in den Bemühungen, eine deutschsprachige Konzentration zu erreichen. Ein „Kartell“ sollte der erste Schritt zur Neugründung einer deutschen sozialistischen Partei sein:

„Die österreichischen Sozialisten sind einig in dem Gedanken, daß die Befreiung der österreichischen Arbeiterklasse nur in einer gesamtdeutschen Revolution erfolgen könne, und daß das Ziel eines sozialistischen Freiheitskampfes nicht die Wiederherstellung der staatlichen Selbständigkeit Österreichs sein dürfe. Damit haben die österreichischen Sozialisten grundsätzlich beschlossen, die Vereinigung mit der deutschen, sozialistischen Bewegung zu vollziehen.“¹⁸

Obzwar ein „Kartell“ kurzfristig gebildet werden konnte, scheiterten weitere Einigungsschritte an den positionellen Machtkämpfen des deutschen Exils und am Einmarsch deutscher Truppen in Frankreich im Mai 1940.

Eine Zusammenarbeit aber mit der zweiten Exilgruppierung der Arbeiterbewegung, den österreichischen Kommunisten, war seit 1937, als Alfred Klahr mit seiner „Österreichischen Nation“ aufwartete, aufgrund der sich daraus ergebenden grundlegenden Differenzen über ein postnationalsozialistisches Österreich, ausgeschlossen. Für Sozialisten galt der „Beweis“, die Österreicher wären eine eigenständige Nation, der geradezu optimal das Volksfrontkonzept unterstützte, als lächerlich. Für Austromarxisten und deren Nachfolger war die Diskussion über Nationalitätenfragen vorwiegend ein Thema des Ersten Weltkriegs-Vorabends gewesen. Der von Otto Bauer 1907 entwickelte Begriff einer Nation basierte auf einer kulturell-psychologischen Merkmalspalette, die ihn anfangs zu Karl Renners Prinzip einer Personalautonomie zur Lösung der nationalen Probleme des Habsburgerreiches nicht in Gegensatz brachte¹⁹. Jeder Bewohner der Monarchie sollte frei seine Zugehörigkeit zu einer Nation selbst wählen dürfen. Insbesondere vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges jedoch entwickelte Bauer seine Vorstellungen in eine andere Richtung und 1918 trat er für das Territorialprinzip in den Nationalitätenfragen ein. Als einer der wesentlichsten Autoren des „Nationalitätenprogrammes der Linken“ forderte er deutlich ein Selbstbestimmungsrecht der Nationen. Auch nach der „gesamtdeutschen Revolution“ sollte Österreich über seinen Verbleib bei Deutschland selbst mitbestimmen können, wobei er selbst ein etwaiges Widersetzen gegen den Verbleib bei einem „roten“ Deutschland nicht in Betracht zog.

Eine Zusammenarbeit der österreichischen Exilgruppierungen wurde nicht nur durch ihre unterschiedlichen antifaschistischen Strategien und Nachkriegsvorstellungen verhindert, sondern darüber hinaus schieden Monarchisten/ Legitimisten als potentielle Bündnispartner für die österreichischen Sozialisten von Anbeginn an aus, da sie als Mitverantwortliche für die Ausschaltung der Sozialdemokratie galten. Zwischen Kommunisten und Monarchisten/ Legitimisten hingegen entwickelten sich partielle Koalitionen im Zeichen der „Volksfrontstrategie“.

Erst die Abwehr des Faschismus, dann die Revolution

Spätestens ab dem Zeitpunkt des Münchner Abkommens vom 29. 9. 1938, das die schwelende Kriegsgefahr noch verstärkte, häuften sich im *Sozial-*

istischen Kampf Artikel, die sich mit dem bevorstehenden Kriegsausbruch beschäftigten. Sämtliche sozialistische „Kriegsthesen“ jonglieren mit einem zur Fiktion erstarrten Begriff des „Proletariats“, welches man zum „Frontwechsel“ im richtigen Zeitpunkt bewegen müsse. Oscar Pollak, der in der Terminologie seiner Zeit stets als „Reformist“ gezählt wurde, schlug ein Zweiphasenmodell vor.

Dieses besagt, daß auf die erste Phase eines Bündnisses mit den bürgerlichen Regierungen gegen den Faschismus eine „eigene“ Phase der Verfolgung der eigenen Kriegsziele folgen müsse²⁰. Auch hier fehlt jeder Hinweis auf etwaige alliierte oder sowjetische Kriegsziele und ignoriert somit jedes, in anderen Zusammenhängen oftmals zitierte Wissen über Kriegslogik und Partialinteressen. Außerdem konstatiert es die immanente und ungebrochene Kraft einer starken revolutionären Arbeiterbewegung, die die Trägerfunktion dieser zweiten Phase übernehmen sollte. Von einem solchen, nicht einmal potentiellen Faktor, konnte zu diesem Zeitpunkt schon keine Rede mehr sein. Wider eines besseren Wissens, daß es dem Terror, aber auch der Propagandamaschinerie des Nationalsozialismus gelungen war, die Arbeiterbewegung als politischen Faktor zu eliminieren, wurde weiterhin mit Begriffen, die Massenbewegungen zum Inhalt hatten, ernsthaft gespielt. Zudem dürfte Pollak hier den Versuch unternommen haben, die beiden marxistischen Kriegspositionen, die im Ersten Weltkrieg zur Spaltung der Arbeiterklasse geführt hatten, zu vereinen.

Die Hoffnungen der linkssozialistischen Mitglieder der AVÖS — das waren im wesentlichen Joseph Buttinger und Josef Podlipnig — konzentrierten sich ebenfalls auf einen planmäßig durchgeführten Widerstand der Arbeiter gegen die Kriegsposition²¹. Hier findet sich eine bedingte Zustimmung zu vorübergehenden diktatorischen Maßnahmen im Sinne einer „Selbstverteidigung der Revolution“²². Otto Leichter hingegen, der durch seine Zweifel am Konzept der „gesamtdeutschen Revolution“ bereits ins Abseits Gedrängte, erhielt durch den Abschluß des deutsch-russischen Nichtangriffspaktes einen derartigen Schock, daß er ab diesem Zeitpunkt nur mehr von gleichen „Entartungen“ in der deutschen und sowjetischen Entwicklung sprach und somit jenen Argumenten, die wir heute unter dem Begriff „Totalitarismustheorie“ zusammenfassen, schlagkräftige Argumente lieferte²³.

Die AVÖS forderte im Falle eines Krieges die Emigranten nicht auf, sich den westlichen Armeen zur Verfügung zu stellen, hatte aber nichts gegen eine individuelle Eingliederung in die Armee des jeweiligen Landes einzuwenden. Eine Teilnahme an der Bildung

einer österreichischen Legion, wie sie auch in Frankreich von den Legitimisten gefordert wurde (und erst in den USA durchgesetzt werden konnte), war ebenso verpönt wie die Haltung Julius Deutsch', der — ohnehin als Rechtsaußen der AVÖS geltend — seine Dienste der französischen Regierung „bedingungslos“ zur Verfügung stellen wollte²⁴.

Erst im letzten Viertel des Jahres 1938 beginnen die ein wenig „selbstkritischeren“ Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit der österreichischen Partei. Diese erste Periode des Exils jedenfalls war dadurch gekennzeichnet, daß sie unter dem Zeichen hektischer, ausschließlich an der Zukunft orientierter Aktivitäten stand. Zusätzlich wurde die Schimäre aufrecht erhalten, daß die Tätigkeiten der Auslandsvertretung nur als ein „verlängerter Arm“ der im Untergrund kämpfenden österreichischen illegalen Bewegung zu verstehen wären. Doch tatsächlich wurde der Kontakt zu den inländischen Genossen/-innen immer schwächer, wie auch die gesamte österreichische sozialistische Untergrundbewegung, durch permanente Verhaftungen schwer geschwächt, nicht die erhoffte Stärke, die in den theoretischen Debatten oftmals hervorgehoben wurde, aufwies. Im Grunde beruhte das Konstrukt der Auslandsvertretung auf einer Fiktion, denn eine Vertretung im Ausland erforderte im allgemeinen ein Zentrum im Inland. Genau dieses aber bestand während der Jahre 1938—1945 nicht in der Form, wie es die theoretischen Überlegungen zur Grundlage hatten.

¹ *Der Sozialistische Kampf* Nr. 1, 2. Juni 1938, Editorial.

² Ebd.

³ Karl Marx, Friedrich Engels: *Die großen Männer des Exils*. MEW. Bd. 8, Berlin 1960, 267.

⁴ Otto Bauer: *Die illegale Partei*. Zit. nach *Marxistische Bibliothek*. Frankfurt a. M. 1971, 114 f.

⁵ Otto Bauer: *Der Aufstand der österreichischen Arbeiter, seine Ursachen und seine Wirkungen*. Prag 1934.

⁶ Otto Bauer, *Illegale Partei* (o. Anm. 4), 96.

⁷ Peter Loewenberg: *Decoding the Past*. The psychohistorical approach. New York 1983, 161 f.

⁸ Max Adler: *Linkssozialismus*. Notwendige Betrachtungen über Reformismus und revolutionären Sozialismus. Zit. nach *Austromarxismus*. Politische Texte. hrsg. von Sandkühler und de la Vega, 235.

⁹ Ebd., 233.

¹⁰ Otto Bauer: *Zwischen zwei Weltkriegen? Die Krise der Weltwirtschaft, der Demokratie und des Sozialismus*. Bratislava 1936, 233—336.

¹¹ Peter Pelinka: *Erbe und Neubeginn*. Die Revolutionären Sozialisten in Österreich 1934—1938. Wien 1981, 231.

¹² Otto Bauer: *Nach der Annexion*. In: *Der Sozialistische Kampf* Nr. 1, 2. Juni 1938.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Joseph Buttinger: *Der kommende Weltkrieg*. Paris 1939. Unveröff. Manuskript, gemeinsam mit Josef Podlipnig, Paul Frank und Walter Sehring (d. i. Richard Löwenthal).

¹⁷ Karl Hans Sailer: *Die österreichische Partei und der Anschluß* (Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes [DÖW] Akt 7513); Georg Wieser (d. i. Otto Leichter): *Denkschrift*. In: *Zukunft*. Sozialistische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur. Wien. Heft 1—2/1973, 29 ff.

¹⁸ Gustav Richter (Joseph Buttinger): *Das Konzentrationsproblem*. In: *Der Sozialistische Kampf* Nr. 1, 2. Juni 1938.

¹⁹ Otto Bauer: *Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie*. Wien 1907.

²⁰ Austriacus (d. i. Oscar Pollak): *Weltkriegssituation*. In: *Der Sozialistische Kampf* Nr. 1, 2. Juni 1938.

²¹ DÖW Akt 7924.

²² Buttinger, *Der kommende Krieg* (o. Anm. 16).

²³ Georg Wieser (d. i. Otto Leichter): *Krieg und Marxismus*. 4. Vorläufige Ergebnisse. In: *Der Sozialistische Kampf* Nr. 5, 9. März 1940.

²⁴ *RS-Korrespondenz* 3. Nov. 1938 (Verein für die Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien).

* * *

Rezensionen

HILDE SPIEL: *Glanz und Untergang 1866—1938*. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Hanna Neves. Mit Photographien von Franz Hubmann. Wien: Kremayr & Scheriau 1987. 240 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Das in den letzten Jahren multimedial dokumentierte und interpretierte Wien um die Jahrhundertwende, meist zwischen Traum und Wirklichkeit lokalisiert, war immer und ist in der jüngeren Vergangenheit verstärkt zum zentralen Thema der Österreich(selbst)darstellung geworden. Das Interesse für die Geistes- und Kulturgeschichte dieser Stadt weckten Arbeiten aus dem angloamerikanischen Raum von Carl Schorske und William Johnston. Auch Hilde Spiel, die Doyenne der österreichischen Literatur und Kulturpublizistik wurde 1983 von einem englischen Verleger angeregt, über das „Wien des Fin de siècle“ zu schreiben. Die jetzt erschienene deutschsprachige Ausgabe des Bandes, in einer autorisierten Übersetzung, ist inhaltlich also ganz, sprachlich aber nur fast von Hilde Spiel. Der Originaltitel *Vienna's Golden Autumn* klingt nicht nur poetischer, er trifft auch den Ton des Buches besser als die 08/15-Überschrift der deutschen Ausgabe.

Das Buch unterscheidet sich in vielem von früher erschienenen Wien-Büchern. So geht es z. B. über die Behandlung der unmittelbaren Jahrhundertwendezeit hinaus. Hilde Spiel beginnt die Vorgeschichte mit der 1866 verlorenen Schlacht um Königsgrätz und endet nicht mit dem Zusammenbruch der Monarchie, sondern geht über diese kanonisierte Zäsur bis zum Ende Österreichs durch den „Anschluß“. Das Buch „schildert in zwölf Kapiteln verschiedenste Aspekte des Kultur- und Geisteslebens auf eine möglichst populäre Art und Weise“, meinte die Autorin in einem Gespräch mit *Medien & Zeit* (Heft 1/1987, S. 11). Es ist — bei aller notwendig kritischen Distanz — ein durchaus patriotisches, ja ein dieses Land liebendes Buch geworden: Bekenntnis und Standortbestimmung der Autorin, die (im Gegensatz zu den meisten Wien-Interpreten) in dieser Stadt geboren und aufgewachsen ist, als Mitglied einer Familie, „die seit Generationen in Wien zu Hause gewesen war“, die mit vielen der

bedeutenden Menschen, die für jene Explosion von Talent verantwortlich zeichneten, bekannt und befreundet war.

Im Vorwort schreibt Hilde Spiel, sie habe es sich zur Aufgabe gemacht, einen „möglichst authentischen und zugleich leicht lesbaren Bericht“ über jene Epoche zu verfassen, eine Aufgabe, die sie in jeder Hinsicht erfüllt hat. Das spannend-kulinarisch geschriebene und mit (leider zuwenig) hervorragendem Bildmaterial (größtenteils von Franz Hubmann) illustrierte Buch wendet sich nicht an das wissenschaftliche Publikum, aber es sei gerade diesem wärmstens empfohlen. Der Mut zum Überblick, zur Synthese, ermöglicht auch, dem an Spezialfragen Interessierten immer wieder faszinierende intellektuelle, biographische und historisch-politische Bezüge aufzuzeigen. Kernstück sind die psychologischen und philosophischen, die literarischen und sozialwissenschaftlichen, die journalistischen und politischen, die mentalitätsgeschichtlichen und alltags-historischen, die kulturellen und sozialen, die poetischen und faktischen Kontexte. Das Wissen um sie ist unabdingbare Voraussetzung für jede Auseinandersetzung mit jener Zeit.

Hilde Spiel behandelt die hervorragenden Leistungen, die in der Literatur, der Musik, im Theater oder in der Wissenschaft erbracht wurden. Die bekannten Österreichklischees gewinnen in ihrer historischen Einbettung und Beschreibung neue Kraft, erfahren veränderte Deutungen, anspruchsvollere Erklärungen und damit neue Legitimation.

Die Schlußworte dieses Bandes, der lange vor der Diskussion um das Wiederaufbrechen eines latenten Antisemitismus und dem Gedenken an den „Anschluß“ entstanden ist, sind richtigerweise auf dem Klappentext zitiert: „Es wäre mir lieber gewesen, in diesem Bericht über eine große Kulturepoche nicht in jedem einzelnen Fall hinzufügen zu müssen, welche der Männer und Frauen, die sie mitbewirkt hatten, jüdischer Herkunft waren. Sie selbst hätten vorgezogen, ganz einfach als österreichische Dichter, Maler, Komponisten oder Wissenschaftler angesehen zu werden. Das war und ist immer noch ein utopischer Wunsch. Deshalb mag es nötig sein, der kollektiven Erinnerung auszuhelfen und ausdrücklich hervorzuheben, daß Wiens Glanzzeit einem einzigartigen Augenblick der Geschichte, einer unwiederholbaren Symbiose zu verdanken war.“ Damit endet zwar der Klappentext, aber im Buchinnern folgt noch ein Satz, in dem die Brücke zwischen der beschriebenen Vergangenheit und der Gegenwart hergestellt wird: „Im Rückblick aus ihr Gewinn zu ziehen, wie die Stadt dies jetzt tut, sollte deren Bürger dazu verpflichten, dem Andenken der vertriebenen und ermordeten Juden mehr als einen Lippendienst zu erweisen und die wenigen noch übriggebliebenen dieses Glaubens zu achten, die den Wienern trotz allem so sehr vertrauen, daß ihnen ein Weiterleben in deren Mitte wieder möglich erscheint.“

Damit schließt die Emigrantin Hilde Spiel ein wichtiges Buch österreichischer Zeit-, Kultur- und Geistesgeschichte, das in der Bibliothek des kritisch-patriotischen Österreichers einen zentralen Platz verdient.

Hannes Haas

JÜRGEN SERKE: *Böhmische Dörfer. Wanderungen durch eine verlassene literarische Landschaft*. Wien, Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1987. 580 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Der Band beginnt mit einem Original und einer Fälschung: Mit zwei Fotos aus dem Jahre 1968. Serke war damals Korrespondent in Prag, er ist auf beiden Bildern zu sehen. Alexander Dubček, Symbolfigur für den „Prager Frühling“, nur auf einem. Auf dem zweiten ist er — Produkt medial-propagandistischer Geschichtsfälschung — wegetuschiert. Und doch ist er auch auf diesem Bild: als etwas Unverständliches, Unbekanntes, etwas, das es nur mehr in der Phantasie gibt: böhmische Dörfer.

Dieser persönliche Einstieg in das Thema hat leitmotivischen Charakter: Serke betreibt seine „Wanderungen durch eine verlassene literarische Landschaft“ subjektiv. Das hat ihm Kritik eingebracht, etwa von Werner Morlang in der *Weltwoche* oder von Karl-Markus Gauß in der *Hamburger Zeit*. Letzterer hat seiner Rezension den Untertitel verliehen: „Bewundernswert und ärgerlich zugleich“ und damit den Tenor der meisten Besprechungen auf einen Nenner gebracht. Dieses reichbebilderte, mit hervorragender Druckqualität hergestellte preiswerte Buch hat außergewöhnlich hohe Publizität erhalten und ist in wohl keinem deutschsprachigen Wochenmagazin, keiner Zeitschrift oder Tageszeitung unberücksichtigt geblieben. Das ist ein Markenzeichen der Arbeiten Serkes. Der *Stern*-Reporter hatte sich schon früh auf schriftstellerische Minderheiten spezialisiert. 1979 veröffentlichte er einen Band *Frauen schreiben. Ein neues Kapitel deutschsprachiger Literatur*, nur drei Jahre später entstand sein Bestseller *Die verbrannten Dichter*, der mittlerweile bei einer Gesamtauflage von über 100 000 Exemplaren hält. Damit ist ihm immerhin die späte Rezeption bislang vergessener Autoren und Autorinnen, wie z. B. Irmgard Keun gelungen.

Serke hat mehrere Jahre im ehemaligen Böhmen recherchiert und legt nunmehr 47 Biographien vergessener Autoren aus diesem Kulturkreis vor. Dabei geht seine Arbeit über die „Böhmischen Dörfer“ hinaus: Serke ist auch der Herausgeber einer im Zsolnay Verlag erscheinenden Reihe *Bücher der böhmischen Dörfer*, von denen bisher Arbeiten von Ludwig Winder, Hans Natonek und Ernst Sommer erschienen sind.

Serke legt in diesem Band in einem fast 80seitigen Einführungssatz „Europa starb in Prag“ seine persönliche Position dar. Ich meine, daß die Kritik an dieser Subjektivität ungerechtfertigt ist. Gewiß ist es schwierig, mit allen Evaluationen und Attributionen konform zu gehen, aber die deklarierte Subjektivität ermöglicht andererseits jederzeit Distanzierung und selbstbestimmte Interpretation. Die von Serke angeführten Autoren sind großteils wichtige Handlungsträger in den Arbeiten von Fritz Torberg. Die *Tante Jolesch* hat sie (fast) alle gekannt. Bei einigen von ihnen ist die Bezeichnung „vergessene Autoren“ schlichter Etikettenschwindel, denn einen Leo Perutz, einen Max Brod, einen F. C. Weiskopf, einen Georg Saiko oder einen Walter Serner, der in den letzten Jahren mehrere erfolgreiche Neuauflagen erfahren hat und mittlerweile auch in Taschenbuchform vertrieben wird, muß man wirklich nicht mehr neu entdecken. Das schmälert aber Serkes Leistung nicht. Schon aus Gründen verlegerischer Marketings empfiehlt es sich, neben den wirklich Vergessenen auch einige Prominente zu behandeln. Für die Medien- und Kommunikationshistoriker erscheinen mir vor allem Hans Natonek und der Feuilletonist Ludwig Winder von besonderem Interesse. Obwohl das Buch primär als Fingerzeig für die akademische Germanistik interpretiert wurde, dürfte es auch für die biographische Journalismusforschung wichtige Impulse bringen.

Der Band ist ein engagiertes Plädoyer dafür, diese untergegangene, diese versunkene Kultur dem Vergessen zu entreißen. Die meisten dieser „böhmischen Dörfer“ sind unter dem Nationalsozialismus verbrannt worden. Aber gerade in letzter Zeit sind neue entstanden: Serke vergißt nicht darauf hinzuweisen: Václav Havel, Pavel Kohout oder Milan Kundera haben mittlerweile neue Dörfer aufgebaut. Und, wenn der durch permanente, unreflektierte Strapazierung stumpf und schal gewordene Begriff „Zeitgeist“ noch etwas auszusagen vermag, dann in der folgenden, bloß angedeuteten und von Serke aus zeitlichen Gründen unberücksichtigt gebliebenen „Parallelaktion“: die literarische Entdeckung des letzten Jahres, Libuše Moniková, hat für das erste Kapitel ihres jüngst erschienenen Romans *Die Fassade. M.N.O.P.Q.* die Überschrift gefunden: „Böhmische Dörfer“.

Hannes Haas

GESCHMACK *BESTIMMT DIE HARMONIE*



TABAKSOUND
IN MILD UND LEICHT

WARNUNG DES GESUNDHEITSMINISTERS: RAUCHEN KANN IHRE GESUNDHEIT GEFÄHRDEN.

MEDIEN & ZEIT

Forum für historische Kommunikationsforschung

2. Jahrgang 1987

Jahresregister

REZENSIONEN

- Klaus Dethloff (Hrsg.): *Theodor Herzl oder Der Moses des Fin de siècle*. Wien, Köln, Graz 1986. (H. Haas) 4, 34—35
- Rotraut Hackermüller: *Ein Handkuß der Gnädigsten. Roda Roda*. Bildbiographie. Wien, München 1986. (H. Haas) 4, 34
- Werner Hadorn/Mario Cortesi: *Mensch und Medien*. Die Geschichte der Massenkommunikation. Band 2. Aarau, Stuttgart 1986. (W. Duchkowitsch) 2, 32—33
- Theodor Herzl: *Ein echter Wiener*. Feuilletons, kommentiert von André Heller. Wien 1986. (H. Haas) 4, 34—35
- Daniela Jentzsch/Gaby Schilcher: *Ein Leben ohne Lobby? Die berufliche Situation der Journalistinnen 1945—1985*. In: *Medienjournal* 11, 1987, Heft 1, 21—28, sowie der umfassende Beitrag der beiden Autorinnen bei Heinz Fabris und Fritz Hausjell: *Medien und Kommunikationskultur in der Zweiten Republik*. Teil 2: Journalistische Kulturen. Forschungsprojekt beim Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung. Wien 1987. (O. Rathkolb) 1, 35—36
- Heinz Kühn: *Die Kunst der politischen Rede*. 1. Auflage. Düsseldorf, Wien 1985. (W. Duchkowitsch) 4, 36
- Christine Leinfellner: *Das Bild der Frau im TV*. Salzburg 1983. (O. Rathkolb) 1, 35
- Norbert Leser (Hrsg.): *Theodor Herzl und das Wien des Fin de siècle*. Wien, Köln, Graz 1987 (= Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für neuere österreichische Geistesgeschichte. Bd. 5). (H. Haas) 4, 34—35
- Fritz Molden: *Die Österreicher oder Die Macht der Geschichte*. München, Wien 1986. 2. Aufl. 1987. (W. Duchkowitsch) 2, 31—32
- Stefan Riesenfellner: *Der Sozialreporter: Max Winter im alten Österreich*. Hrsg. vom Verein Kritische Sozialwissenschaft und Politische Bildung. Wien 1987 (H. Haas) 1, 34
- Alois Schöpf: *Fernseh-Spiele*. Roman. Wien 1987. (H. Haas) 2, 31

AUTORENREGISTER

Die kursiv gesetzten Seitenzahlen beziehen sich auf Rezensionen.

Anton Austermann	3, 32	Irene Neverla	1, 3
Wolfgang Duchkowitsch	2, 31; 32; 3, 17; 4, 36	Oliver Rathkolb	1, 35; 2, 3
Hannes Haas	1, 34; 2, 31; 3, 2; 4, 3; 34	Bodo Rollka	3, 9
Georg Haberl	4, 33	Ulrich Saxer	3, 2
Fritz Hausjell	1, 17; 22; 2, 17	Michael Schmolke	3, 5
Walter Hömberg	3, 8	Eugen Semrau	4, 30
Gert Kerschbaumer	4, 24	Margit Steiger	4, 8
Kurt Koszyk	3, 7	Margit Suppan	1, 8
Wolfgang R. Langenbacher	3, 13	Theo Venus	1, 8; 29
Winfried B. Lerg	3, 24	Jürgen Wilke	3, 4
Peter Malina	4, 12		

B E I T R Ä G E

Anton A u s t e r m a n n: Kommunikationsgeschichte und gesellschaftliche Lernprozesse. Pädagogische Reflexionen zu einem publizistischen Forschungsfeld.	3, 32—36
Wolfgang D u c h k o w i t s c h: Wie halten es Studienanfänger mit Kommunikationsgeschichte? Ergebnisse zweier Befragungen.	3, 17—23
Hannes H a a s: Die späte Einsicht. Ein Essay über die fehlende Aufarbeitung der Rolle der Zeitungswissenschaft zwischen 1933 und 1945	4, 3—11
Hannes H a a s: Welche Zukunft hat die Kommunikationsgeschichte? Eine Rundfrage	3, 2
Fritz H a u s j e l l: Die gescheiterte Alternative. Das Modell der Sozialisierung der Betriebsgewinne einer Zeitung am Beispiel der <i>Salzburger Nachrichten</i> (1945—1960)	2, 17—30
Fritz H a u s j e l l: Oda Olberg-Lerda. „Die beste sozialistische Journalistin“	1, 17—21
Walter H ö m b e r g: Die kunstreichen Brüder oder Über die Zukunft der Kommunikationsgeschichte. Notizen zu einer Rundfrage	3, 8—9
Gert K e r s c h b a u m e r: Faszination Drittes Reich. Kunst und Alltag der Kulturmetropole Salzburg 1938	4, 24—29
Kurt K o s z y k: Eine Antwort auf die Rundfrage „Welche Zukunft hat die Kommunikationsgeschichte?“	3, 7
Wolfgang R. L a n g e n b u c h e r: Ein Plädoyer, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben	3, 13—16
Winfried B. L e r g: Film: Quelle, Zeugnis, Dokument.	3, 24—31
Peter M a l i n a: „Die Geschichte entläßt niemanden.“ Das große Tabu Österreichs: Sein Umgang mit der Vergangenheit	4, 12—23
Irene N e v e r l a: Frauen und Öffentlichkeit. Einladung zur zeitgeschichtlichen und historischen Frauenforschung	1, 3—7
Oliver R a t h k o l b: U. S.-Medienpolitik und die <i>neue</i> österreichische Journalistenelite	2, 3—16
Bodo R o l l k a: Plädoyer für eine vergleichende historische Kommunikationsforschung: Bausteine und Fragen. Eine Antwort (auf die Rundfrage „Welche Zukunft hat ...“).	3, 9—11
Ulrich S a x e r: Das Altern der neuen Paradigmen, Daten und Medien. Eine Antwort (auf die Rundfrage „Welche Zukunft hat ...“).	2, 3—4
Michael S c h m o l k e: Eine Antwort auf die Rundfrage „Welche Zukunft hat die Kommunikationsgeschichte?“	3, 5—7
Margit S t e i g e r — Margit S u p p a n — Theo V e n u s: „In Österreich wurde ich eigentlich vernachlässigt.“ Ein Gespräch mit der österreichischen Publizistin Hilde Spiel	1, 8—16
Jürgen W i l k e: Eine Antwort auf die Rundfrage „Welche Zukunft hat die Kommunikationsgeschichte?“	3, 4—5

T A N G E N T E N

Georg H a b e r l: Rückblicke und Ausblicke. Anmerkungen zu den österreichischen Film-Tagen 1987	4, 33
Eugen S e m r a u: „... was mein Traum, meine Phantasie, mein wirkliches Leben ist.“ Ein Hinweis auf Alfred Schütz	4, 30—32

D O K U M E N T A T I O N E N

Fritz H a u s j e l l: Die Journalistinnen. Urteile von Zeitgenossen	1, 22—28
Theo V e n u s: Sozialforschung im Gefängnis. Marie Jahoda und das Ende der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle in Wien 1936	1, 29—33

CA, die Bank zum Erfolg.



rfolg in %. Wenn der Sprung in die Selbständigkeit Ihre ganze Zeit beansprucht, bleibt meist keine Zeit, sich ums eigene Geld zu kümmern. Da empfiehlt sich eine Bank mit großen Möglichkeiten: damit Ihr Geld genauso erfolgreich arbeitet wie Sie.



CREDITANSTALT